

WALTER LÜTHI

Die
Zehn Gebote
Gottes

Ausgelegt für die Gemeinde

Digitalisierung

Hans Käser, Arequipa, Peru, mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Die Zehn Gebote Gottes – Ausgelegt für die Gemeinde
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1950)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Arequipa, Peru - Version 2014/02
Dateiname: luethi-zehngebote.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Diese bleiben unverändert bestehen.

Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz",

einzusehen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: **Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich in der vorliegenden Form, d.h. als unverändertes PDF Dokument und ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken.**

Zitate:

Zitate aus diesem Dokument müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor; Buchtitel (evtl. Untertitel/Predigttitle); Herausgeber und Version der digitalen Ausgabe; Seitenangabe; optional: PDF Dokumententnahme.

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

Inhalt

VORBEMERKUNG	6
DAS ERSTE GEBOT	7
DER ALLEINIGE ERLÖSER.....	7
DAS ZWEITE GEBOT	17
DER VERBORGENE FÜHRER	17
DAS DRITTE GEBOT	27
DER SOUVERÄNE HERRSCHER.....	27
DAS VIERTE GEBOT	38
DER FEIERTAG	38
DAS SABBATJAHR.....	50
DAS FÜNFTE GEBOT	58
DIE FAMILIE.....	58
DER STAAT	68
DAS SECHSTE GEBOT	83
DAS MENSCHENLEBEN	83
DER VÖLKERFRIEDE	93
DAS SIEBENTE GEBOT	101
DIE EHEORDNUNG	101
DER EHEBRUCH.....	112
DER LEDIGENSTAND.....	125
DAS ACHTE GEBOT	139
DAS EIGENTUM.....	139
DAS NEUNTE GEBOT	150
DIE MENSCHENWÜRDE	150
DAS ZEHNTE GEBOT	161
DAS MENSCHENHERZ.....	161

Die Zehn Gebote Gottes

Ausgelegt für die Gemeinde.

Nicht um steinerne Gesetzestafeln, sondern um Leben schaffende Weisungen Gottes für uns handelt es sich bei den Zehn Geboten. Das wird uns in dieser Auslegung Lüthi's verheissungsvoll sichtbar. Weit gespannt ist der Rahmen: Alle Gebiete menschlichen Lebens – Ehe und Beruf, Staat und Kirche, Volksgemeinschaft, ja die ganze Schöpfung – werden einbezogen und in ein neues Licht gestellt. So erscheint das göttliche Gesetz als Evangelium, als frohe Botschaft für alle Menschen, die bereit sind, sich aufs neue zu den grossen Verheissungen der Zehn Gebote hinzuwenden. Ein Geschlecht, das wie das unsrige von den selbst aufgerichteten Göttern unterdrückt und in immer neue Nöte hineingetrieben wird, ist vielleicht williger geworden, auf die erlösende Botschaft des alleinigen Gottes zu hören. Und auch in dieser Auslegung wird immer wieder der Blick hingelenkt auf Christus, der des Gesetzes Erfüllung ist, so dass es freudige Dankbarkeit bedeutet, wenn wir Gottes Willen zu erkennen und auszuführen trachten.

Vorbemerkung

Die erste dieser fünfzehn Predigten über die Zehn Gebote Gottes wurde gehalten am 7. August 1949, die letzte am 4. Juni 1950. Einige von ihnen sind im Lauf dieses Jahres da und dort (Basler Predigten, Berner Predigten, Zwingli-Kalender) im Druck erschienen, diejenigen übers vierte Gebot findet der Leser in die Schrift «Dein Sonntag» hineinverarbeitet. Eine nachträgliche Ergänzung der Reihe erfolgte durch die Ausführungen über den Staat im Anschluss ans fünfte Gebot. Mit diesen bereits veröffentlichten Stücken seien nun auch noch die übrigen Abschnitte, inhaltlich im Wesentlichen so, wie sie seinerzeit der Gemeinde als Predigten dargeboten wurden, als Ganzes einer weiteren Öffentlichkeit überlassen.

Bern, anfangs August 1950.

Der Verfasser.

Das erste Gebot

Und Gott redete alle diese Worte: Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt habe. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.

2. Mose 20,1-3

Der alleinige Erlöser

Es gibt ein Volkslied, hervorgegangen aus der christlichen Negergemeinde in den Südstaaten Nordamerikas. Über den musikalischen Wert oder Unwert dieses Negersongs haben wir hier nicht zu befinden. Aber seine Worte sind von einer derart schlichten Gewalt und Grösse, dass sie ohne Zweifel nicht aus dem Geblüt einer Menschenrasse, sondern aus dem Heiligen Geiste geboren sind. Die vier Strophen – eigentlich handelt es sich nur um vier Fragen – lauten: «Warst du dort, als sie ihn ans Kreuz schlugen? Warst du dort? / Warst du dort, als der Speer in sein Herz drang? Warst du dort? / Warst du dort, als die Sonne ihren Schein verlor? Warst du dort? / Warst du dort, als sie ihn ins Grab legten? Warst du dort?» Die Antwort auf alle vier Fragen gibt der viermal wiederkehrende Refrain: «Manchmal ergreift mich's, und ich zittre, zittre, zittre.» Das will doch in aller Demut heissen: «Ja, ich war dort, denn was an jenem Tag an jenem Ort geschehen ist, ergreift mich manchmal so, dass ich erzittere.» Als Christen müssen wir die Frage: «Warst du dort?» mit einem kühnen Ja beantworten können. Wir, die das Wort vom Kreuz gehört haben, «waren dort». Die wir ins Sterben und Auferstehen Christi hinein getauft sind, wir «waren dort». Die wir in der

Gegenwart des Auferstandenen zum Tische treten, die wir mit ihm das Brot essen und von seinem Kelche trinken, wir «waren dort». Wir waren nicht nur, wir sind und werden «dort sein». Das ist es, was unser Christsein überhaupt ausmacht: Wir sind dort. Das unterscheidet uns geradezu von allen anderen Menschen, dass wir dort sind. An einem anderen Orte denn dort können wir als Christen gar nicht mehr sein. An jedem anderen Platz wären wir keine Christen mehr. Auch wenn wir jetzt vor den Tafeln der heiligen Zehn Gebote zu erscheinen haben – wo wollen wir dann sein, wenn nicht eben und nun erst recht – dort? Vom Berge Sinai herunter redet kein anderer Gott zu uns als derjenige, der uns am Kreuz begegnet. Das Zittern vor dem heiligen Gott, der da sagt «Du sollst!» oder «Du sollst nicht!» ist kein anderes als das Zittern vor dem Kreuz, wovon der Negersong redet. In den Zehn Geboten ist jedes Wort überfließend von der gleichen Vaterliebe, die den «Sohn nicht verschont, und uns damit alles schenkt». Das aber heisst, dass wir, wenn wir jetzt an die Auslegung der Zehn Gebote herantreten, keinen Augenblick an einem anderen Ort stehen werden als eben «dort, wo sie ihn ans Holz schlugen, als der Speer in seine Seite drang, als die Sonne ihren Schein verlor, als sie ihn ins Grab legten» – *dort!*

Die Forderung aber, dass wir keine anderen Götter neben ihm haben sollen, die Gott gleich in diesem ersten seiner Gebote so steil erhebt, ist uns zunächst gar nicht ohne weiteres begreiflich. Man weiss zunächst nicht so recht, wo er damit hinaus will. Das Begehren will uns Gottes nicht ganz würdig erscheinen. Derartige Ansprüche sind uns sowieso in der Seele zuwider und unsympathisch. Wenn uns einer so kommt, er sei dann der einzige – sagen wir etwa, der einzige, der etwas von Malerei verstehe, oder kochen, oder Kinder erziehen, oder Völker regieren könne, alle anderen seien Nullen und Nichtse, dann trauen wir dem

zum vornherein nicht so ganz. Und so möchten wir denn fragen: Hat denn Gott ein solches Gebot wie dieses erste da überhaupt nötig? Was bricht das schon an seiner Macht und Ehre ab – möchte man einwenden –, wenn da neben ihm andere auch noch ein wenig Gott sein möchten, und sind es doch nicht? Dürfte ein wahrhaft Grosser für solch kindisches Getue mehr übrig haben als ein erhaben verzeihendes Lächeln? «Du sollst keine anderen Götter –», wie wenn unser grosser Gott Monopolschutz nötig hätte! Aber da ist nicht erhaben verzeihendes Lächeln, da erhebt sich die Forderung: «Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.» Gott fordert, wie es die alten Ausleger so schön entfalten, «dass wir Gott über alles fürchten, über alles lieben und ihm allein vertrauen». Christus legt dies erste Gebot schlicht so aus: «Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften.»

Aber eben, so denken wir über dieses erste Gebot. Gott denkt anders, denn Gott ist Gott. Wie denn, wenn Gott schon bei diesem ersten Gebot eben der Vater wäre, der als Vater ja gar nicht an sich denkt dabei, sondern an uns, seine Kinder? Wenn er hier gar nicht einen Nachteil und Schaden fürchtete, der allenfalls ihm erwachsen könnte? Wie, wenn Gott damit, dass er uns andere Götter untersagt, gar nicht seinen, sondern unseren Vorteil und unser Wohl im Auge hätte? Wie, wenn Gott uns die anderen Götter mit der gleichen liebenden Absicht untersagte, in der etwa eine Mutter ihrem Kinde die Naschereien verbietet, weil es sich damit die Zähne ruinieren und den Magen verderben würde? Der Vater kennt die Götter. Er kennt sie gründlicher als das Kind. Der Vater weiss, wie angeschmiert und betrogen seine Kinder mit den Göttern immer sind. Einmal in ihrer Gewalt, ziehen sie uns aus bis aufs Hemd, lassen uns halbtot am Wegrand liegen und erheben obendrein ihr Hohngelächter über uns. Gott weiss das. Darum gleich in

diesem ersten der Gebote der so dringliche Ruf: «Hände weg von den Götzen.»

Die alten Ausleger haben diese Gefahr, die uns von den Götzen droht, mit entsetzten Augen und wachen Sinnes erkannt. Sie sind denn auch nicht müde geworden, all die verschiedenen Arten von Götzen aufzuzählen, die uns nach der Seele trachten. In «erstens», «zweitens», «drittens», in a, b, c werden da die Götzen eingeteilt und untergeteilt. Es ist ergreifend, was sie uns aufzuzählen für nötig halten an drohenden Feinden und an götzendienerischen Möglichkeiten. Vor allem diese drei nennen sie immer wieder: die Welt, die Menschen und das eigene Selbst. Da ist die Welt mit ihrer Lust, mit ihrem Golde, mit ihrer Macht und Ehre. Da sind die Menschen: das Kind, der Ehepartner, die Familie, das Vaterland. Und schliesslich der hartnäckigste aller Götzen, das eigene Ich mit seinen Bedürfnissen, Gewohnheiten und Launen. Solche Aufzählungen haben etwas rührend Naives an sich: wie wenn es in der lieben weiten Welt überhaupt etwas gäbe, das uns nicht zum Götzen werden könnte neben Gott, von der Briefmarkensammlung bis zum Amateursport und vom Luxuswagen bis zum Dokortitel!

Das aber ist sicher: Alle diese ungezählten Möglichkeiten von Götzen sind Tyrannen, sie sind «Ägyptenland», sie sind «Sklavenhaus». Götter sind für uns Menschen noch nie etwas anderes gewesen als Sklavenhalter, schwärzestes Ägyptenland. Und das ist ebenfalls sicher: Die Götzen rauben uns die Freiheit. Das pflegen wir in der Regel erst innezuwerden, wenn es so weit ist. Die Götzen spiegeln uns geradezu eine Freiheit vor, und wer ihnen glaubt, merkt erst allmählich und hinterher, dass er betrogen ist. Was kann man doch nicht alles unternehmen mit ihrer Hilfe! Wie verlockend, wie gleissend, wie grosszügig können sie tun, bis dass sie ihrer Sache sicher sind! Und dann wenden sie den Spieß, und man ist ihr Sklave. Unser Grossvater

pflegte eine Geschichte aus seinen Jünglingsjahren zu erzählen, wie sie, die halbwüchsigen Jungen des Dorfes, sich einmal vorgenommen hätten, einen alten Fuchs, der weit im Umkreis die Hühnerställe bedrohte, in seinem Bau aufzustöbern und ihn, wenn möglich, bei lebendigem Leibe im Triumph durchs Dorf zu führen. In Ausführung des törichten Planes sei an einem Sonntagnachmittag einer von ihnen, der körperlich schmäliste, in den Bau hineingekrochen, während die anderen draussen warteten. Schon nach kurzer Zeit habe er triumphiert: «I ha ne! I ha ne!» Aber kaum zwei Atemzüge später habe er geheult: «Er het mi! Er het mi!» So ist es mit den Göttern. Zuerst lassen sie uns triumphieren: «Ich habe ihn! Ich habe ihn!» Aber nicht zwei Atemzüge später, sondern oft Jahre und Jahrzehnte nachher geht es uns auf: «Er hat mich! Er hat mich!» So hörte ich vor einiger Zeit einen bedeutenden Geschäftsmann den etwas schwermütigen Ausspruch tun: «Früher bildete ich mir ein, ich hätte ein Geschäft, je älter ich werde, um so klarer wird mir, dass das Geschäft mich hat.» Das ist überhaupt der Sinn allen Freiheitsschwundes. Je weiter der Mensch in Abgötterei versinkt, um so tiefer versinkt er in ägyptische Finsternis und Sklaverei. Das Vaterland, welch ein Götze kann es sein! Die Familie, die Berufstüchtigkeit, die Kunst, die Wissenschaft und Technik, das Militär, die Atombombe, die Schule, die – Kirche! Man lasse sich nicht täuschen durch eine gewisse Popularität, welche die Kirche vorübergehend erlangen kann. Wie manchem wird die Kirche erst von dem Moment an wichtig und sympathisch, da er in ihr einen Bundesgenossen zur Verteidigung und Sicherung der Bankguthaben zu erkennen glaubt. Es gibt einen bösen Gassenspruch über die Art, wie die Kirche die Zehn Gebote Gottes missbraucht: Die Zehn Gebote seien nichts als der Strick, den die Pfaffen drehen, um ihn der Freiheit an den Hals zu legen. Wer sich über diesen Vorwurf entrüsten will, der tue es. Aber er

bedenke, wie bitter oft die Kirche tatsächlich schon zu einem Ort der Abgötterei geworden ist und damit zu einem Ort der Unfreiheit, zu einem schaurigen «Ägyptenland»! Gott aber will nicht, dass wir Sklaven, auch nicht Kirchensklaven, seien. Hier redet der Gott zu uns, der «dich aus Ägyptenland, aus dem Sklavenhause, geführt hat. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.»

«Freiheit!» ist über die Zehn Gebote geschrieben, welche eine Überraschung: «Freiheit!» Die Zehn Gebote sind eine Freiheitsproklamation ohne Gleichen. Gott stellt sich uns am Eingang seiner Gebote geradezu vor als der Befreier aus Ägyptenland und aus dem Sklavenhause. Aber was ist Freiheit? Kann man schlussendlich nicht sogar auch noch die Freiheit zu einem Götzen machen? Man kann das, innerhalb und ausserhalb der Kirche. Es gibt auch Freiheitsgötzen. Wo ihnen gedient wird, da wird ein Land nun noch einmal und erst recht zu Ägyptenland und zum Sklavenhause. Weil tatsächlich die Abgötterei dahinter steckt, darum werden immer wieder die bestgemeinten Freiheitsbestrebungen zur blutigsten Knechtschaft. Gott aber will nicht unsere Knechtschaft, Gott will, dass wir seine freien Kinder seien. Gott will sein Volk heraus haben aus Ägyptenland; ja, es ist bereits geschehen, Gott stellt sich an den Eingang der Zehn Gebote als «Dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Sklavenhause, befreit habe».

Aber, wenn Gott unsere Befreiung aus Ägyptenland will, und er will sie bestimmt, warum in aller Welt greifen wir denn nicht mit beiden Händen zu? Wenn wir es jetzt eingesehen haben, und eingesehen haben wir es doch, dass es im Interesse unserer Freiheit ist, dass wir Gott allein fürchten, vertrauen, und ihn über alles lieben, warum tun wir es denn nicht? Sind wir am Ende dumm? Gott hat uns die Intelligenz gegeben, und wir machen von ihr Gebrauch. Dumm sind wir nicht. Aber wenn wir nicht dumm sind,

dann sind wir unvermögender, als wir es uns gern vorstellen. Wir sind notvoller, wir sind armseliger dran, als wir gerne wahr hätten. Es geht eben wirklich nicht so sportlich, dass wir frischfröhlich in den Bau des alten Fuchses hineinkriechen und triumphieren könnten: «Ich habe ihn!» Es geht auch nicht entfernt so munter wie bei Matthias Claudius, bei dem wir das Sprüchlein lesen: «Hau deine Götzen mutig um, / es sei Gold, Wollust oder Ruhm.» Warum nicht? Warum fahren wir nicht so frisch-frommfröhlich mit den alten Götzen ab? Es ist da etwas zu bedenken, etwas Dunkles, eher Peinliches. Dadurch, dass Gott sein Volk gleich am Eingang seiner Zehn Gebote an die Befreiungstat aus Ägyptenland erinnert, rührt Gott an einen wunden Punkt. Das Volk Israel wurde nämlich «contre coeur» aus Ägyptenland befreit. Es gab Tage und Wochen, da das Volk weinte, weil Gott ihm die Freiheit gegeben hatte. Israel wäre lieber nach Ägypten zurückgekehrt. Es gab Wochen und Monate, da das Volk finster blickte und murrte und schliesslich Steine aufhob gegen den Befreier. So sind wir Menschen dran. Das Volk, und wahrlich nicht nur das Judenvolk – die Völker haben die Knechtschaft Ägyptenlands lieber als die Freiheit Gottes. So sind wir dran, so gar nicht harmlos ist unsere Lage. Vor diese peinliche Einsicht stellt uns der Eingang der Zehn Gebote. Es steht unmittelbar vorher die ergreifende Notiz, Gott habe sein Volk auf Adlersflügeln aus Ägyptenland gebracht: «Auf Adlersflügeln habe ich euch getragen und zu mir gebracht» (2. Mose 19,4). So wie ein Jungadler übers Nest hinausfliegt und meint, er könne es, aber aus seinem Übermut herunterfällt und Bein und Flügel bricht, der alte Adler aber erspäht ihn, packt ihn von oben und trägt ihn heim ins Nest, wo er hingehört, so hat Gott sein Volk auf Adlersflügeln getragen «und brachte euch zu mir» (vgl. Martin Buber, «Moses», S. 148ff).

So ganz ist Gott ein Gott der Freiheit und der Befreiung

seines gebundenen und tief gefallenem Volke. So ist er grösser als die Macht Ägyptens, so ist er stärker als das Sklavenhaus, so, dass er grösser und stärker ist als unser sündhaftes Widerstreben gegen Gottes befreiende Hand. Und Gott hat zu dieser Befreiung noch etwas mehr eingesetzt als Adlersflügel. Die Freiheit seiner Menschenkinder ist ihm so wichtig, dass ihn Engelsflügel nicht gereuen. Ja, er hat schliesslich «die Fülle seiner Gottheit», seinen Sohn eingesetzt, um seine abtrünnigen Menschenkinder zu sich heimzuholen. Aber man beachte doch nun, was das heisst: «Keine anderen Götter neben Gott haben», das heisst doch nun, keine anderen Befreier neben dem einen Erlöser haben, keine anderen Heilande neben ihm haben wollen. Du sollst nicht nach anderen Heilanden schießen. Der Heidelberger Katechismus hat recht, wenn er sagt, es gehe in diesem ersten der Zehn Gebote «um deiner Seele Heil und Seligkeit». Es geht hier tatsächlich darum, ob dir der eine Erlöser Jesus Christus genügt, oder ob du neben diesem «einzigem Trost im Leben und im Sterben» noch andere Erlöser zu benötigen meinst. Paulus hat das deutlich gesagt, wenn er den Korinthern das erste Gebot mit den Worten in Erinnerung ruft: «Ihr könnt nicht trinken zugleich des Herrn Kelch und der Teufel Kelch und könnt nicht sitzen zugleich an des Herrn Tisch und an des Teufels Tisch» (1. Kor. 10,21). Entweder ist Christus der Erlöser, oder er ist es nicht. Dort, wo das Negerlied ihn zeigt, dort, wo es nur ein Ergriffenwerden und ein Zittern gibt, dort zittern die Teufel, dort zittern die Götzen. Dort ist das grosse Götzenzittern, die grosse Götterdämmerung angebrochen. Dort zittert die ganze alte Welt, auch wenn sie sich noch so mächtig gebärdet. Dort ist die neue Welt aufgebrochen, die freie Welt dessen, der will, dass wir keine anderen Heilande neben ihm haben.

Aber wie, wenn wir das alles jetzt so gehört haben, wie man allgemeine Wahrheiten hört und ihnen innerlich

zustimmt: Ja, so ist es bei den Menschen, leider – aber es vermag nicht durchzudringen bis zu uns, es ergreift uns persönlich nicht? Was dann, wenn dem so ist? Hier sei nun daran erinnert, dass es ja der dreieinige Gott ist, der aus den Zehn Geboten redet, Gott Vater, Sohn und – Heiliger Geist. Es gibt tatsächlich nur einen, der durch die Zehn Gebote bis zu uns vorzudringen vermag, so, dass es uns ins Herz trifft, so, dass uns unsere höchstpersönlichen Götzen aufgedeckt werden. Diese unsere persönlichen Götzen sind in der Regel besonders gut getarnt. Je persönlicher, je privater sie sind, umso verkappter. Es wird uns da aus der Patriarchenzeit eine merkwürdige Geschichte erzählt. Als Erzvater Jakob vor seinem geriebenen Schwager Laban floh, da habe Jakobs Frau Rahel ihrem Bruder Laban die Familiengötzen entwendet und auf die Flucht mitlaufen lassen. Nach Entdeckung des schwerwiegenden Diebstahls sei Laban dem Jakob nachgeritten und habe in den Zelten Jakobs eine «Haussuchung» vorgenommen, aber ergebnislos. Niemand weiss nämlich, dass Frau Rahel die Familiengötzen unter ihrem Reitsattel versteckt hat und selber auf dem Sattel sitzen bleibt, mit dem Vorwand, dass sie sich unwohl fühle. Kein Laban vermag unsere Hausgötzen zu entdecken. Sie sind zu gut versteckt. Das kann nur der Heilige Geist. Wer den Heiligen Geist bittet, der uns «leitet in alle Wahrheit», der wird vom Sattel heruntergeholt, und dem werden bei der Hausdurchsuchung seine verborgensten verheimlichten Götzen offenbar. Wo einem Menschen durch den Heiligen Geist die privaten Götter aufgedeckt werden, da hebt das Zittern an, da wird der Mensch aus seinem Sattel gehoben. Es ist ein wahrhaft grosses Zittern gewesen, als Jesus bei Zachäus eintrat, ihm seine Hausgötzen wegnahm und zu ihm sagte: «Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.» Es ist deswegen ein grosses Zittern, weil es ein Erbeben vor dem ist, den man ans Holz schlug, dem der Speer ins Herz drang, so dass die Sonne ihren Schein verlor, und der sich

ins Grab legen liess, um uns so aus Ägyptenland, aus dem Sklavenhause zu erlösen.

Das zweite Gebot

Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten. 2. Mose 20,4-6

Der verborgene Führer

«Es gibt keine erhabeneren Stelle in den hebräischen Schriften als das Gebot: Du sollst dir kein Bildnis machen.» So hat sich Immanuel Kant über unser zweites Gebot geäußert. Ihm, dem Philosophen, hat offenbar ein bildloses, von allen menschlichen Vorstellungen gereinigtes Denken über Gott besonders zugesagt. In gleicher Richtung hat sich auch sein Zeitgenosse Goethe in jungen Jahren über den Eingang der Zehn Gebote geäußert, wenn er es schade fand, dass sich hier Gott als Gott Israels anstatt allgemeiner als Menschheitsgott vorstelle. Man begreift diese grossen Geister in ihrer Vorliebe für einen allgemeinen raum- und zeitlosen, geistigen Gottesbegriff. Die Frage ist dabei nur, ob nicht auch gerade ihnen das zweite Gebot gilt, so dass gerade auch sie mit ihrer Gottesidee sich

müssten sagen lassen: Du, auch du, Philosoph, auch du, Dichterst, sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, auch kein raum- und zeitloses Gottesbildnis! Und weiter ist die Frage, ob man die Bibel recht verstanden hat, wenn man aus dem zweiten Gebot die Forderung einer zwar zeit- und raumlosen, aber auch recht blassen und leeren Gottesidee ableitet. Uns will nämlich dünken, die ganze Bibel, und damit auch die Zehn Gebote, und damit sicher auch dieses zweite Gebot, würden in entgegen gesetzter Richtung weisen. Sie zeigen uns nicht eine so genannt rein geistige Gottesidee, sondern gerade umgekehrt einen Gott, der in Raum und Zeit hereinbricht, der in die Geschichte der Menschheit hineingreift und sich mit ihr die Hände beschmutzt, der in die Ereignisse des Menschenlebens hineinkniet bis zur äussersten Konsequenz seiner Menschwerdung. Darum enthalten die Zehn Gebote gerade nicht nur allgemeine Wahrheiten, sondern konkrete Gebote und Verbote. Es sind hier nicht nur ewig gültige sittliche Massstäbe aufgestellt, es ergehen hier persönliche Befehle des persönlichen Gottes an bestimmte Personen in konkreten Lebenslagen. Die Sprache der Gesetzestafeln ist personhaft. Der persönliche Gott redet hier. «Ich», mit diesem Worte fangen die Zehn Gebote an. Und er, der ewige Herr, sagt «du», «du sollst», und «du sollst nicht»! Ich – du. Das ist die Sprache des göttlichen Gesetzgebers.

Das ist zu beachten, auch in unserm zweiten Gebot. Wir dürfen hier keinen Augenblick die ganz konkrete, ganz bestimmte Situation aus dem Blickfeld verlieren, in die hinein Gott hier ruft: «Du sollst dir kein Bildnis machen.» – Jene Sorge, die sich hier allenfalls melden könnte, dadurch werde das Gebot für uns heutige Menschen zu wenig aktuell, ist überflüssig. Gerade wenn wir das Bibelwort an dem Ort und in der Zeit, in die hinein es damals gesprochen wurde, zu hören bereit sind, wird es für unseren Ort und für unsere Zeit aktuell. Dort am Sinai ist Israel nun

von einer bestimmten Frage, von einer bestimmten Not umgetrieben, und das ist die Not und Frage der Führung. Im ersten Gebot, sahen wir, ging es um die Freiheit, die Gott seinem Volke schenkt. In diesem zweiten Gebot geht es um Gottes Führung. Davon, dass Gott sie bis hierher geführt hat, und davon: «wer wird uns weiterführen?», davon ist in den Tagen am Sinai die Luft voll. Das Volk ist unterwegs. Woher kommt es? Wohin wandert es? Und vor allem, und das ist das eigentlich Notvolle an der Lage: Das Volk befindet sich jetzt in der Wüste. Wer hat es in diese Wüste geführt? Wer führt es wieder hinaus? Auf diese bedrängte Fragen antwortet Gott: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen.» – Wenn man sich nämlich fragt: Wie in aller Welt ein Mensch auf die absurde Idee verfallen könne, sich von Gott ein Bildnis zu machen, dann kann die Antwort kaum lauten, es sei der Spieltrieb, oder es sei die Lust zum Fabulieren und zum Malen, die ihn dazu treibt. Nein, es ist die ganz bestimmte Not, in welcher das Volk am Sinai sich befindet, die den Menschen dazu verführt, das zweite Gebot zu übertreten. Wenn der Mensch in die Lage kommt, dass er einen Schritt tun, einen Weg gehen soll, der ins Ungewisse führt, dann ist der hochversuchliche Moment gekommen, da er sich ein Bildnis und Gleichnis macht von seinem Gott als von seinem Führer. Eine Not und Versuchung, die schon Abraham gekannt hat, als ihm befohlen wurde: «Ziehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will» (1. Mose 12). Ein schwerer Moment, wenn man den Weg antritt in ein Land, das «ich», der unsichtbare Führer, «dir zeigen will». Diese Not hat Israel begleitet von Ägypten bis zum Sinai und darüber hinaus. Das Volk hatte, wie wir schon das letzte Mal andeuteten, schon bisher seine Mühe, sich der befreienden Führung Gottes zu unterstellen. Wohl hat Gott dem Volk sichtbare Zeichen gegeben, die Wol-

kensäule am Tag und die Feuersäule in der Nacht, aber er, Gott selber, ist unsichtbar und bleibt unsichtbar. Man könnte seine sichtbaren Zeichen auch falsch deuten. Wer garantiert überhaupt, dass es Gottes Zeichen sind und nicht eine schreckliche Fata Morgana der Wüste? Und Gott hat dem Volk in seiner Freundlichkeit in Moses sogar einen sichtbaren Führer gegeben. Aber auch der sichtbare Führer ist keine Garantie. Das Volk sieht diesen Mann immer wieder im Zelt verschwinden. Oft kommt er stundenlang nicht heraus. Was tut er dort drinnen? Das Volk weiss, dass Moses betet und dort vor Gott um Klarheit ringt und um eine Weisung für den nächsten Schritt. Aber wenn Mose längere Zeit im Offenbarungszelt verweilt, wird das Volk unruhig. Ist etwas nicht in Ordnung? Und wer garantiert, dass wirklich Gott mit Moses spricht, und nicht ein Fremder? Wie steht es um die Führung? Sind wir recht geführt? Sind wir verführt? Tatsache ist, dass wir in der Wüste, das heisst, in der Patsche sitzen, und Tatsache ist, dass es vorher, im Ägyptenland, doch noch schöner war. Gefährliche, hochversuchliche Situation! Das nun ist die Geburtsstätte der tollen Idee, sich von Gott ein Bildnis und ein Gleichnis zu machen, dem man nachfolgen, das einem vorangehen könnte, als sichtbarer Gott, dem man nicht mehr glauben müsste, den man schauen könnte. Da hinein ist das zweite Gebot gesprochen: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen», das heisst jetzt: Du sollst glauben und nicht schauen wollen.

Aber das wollen wir nicht, eben das, glauben! Das Volk will einen Führer haben, der es garantiert und risikofrei geleitet. Der Mensch möchte unterwegs nur eines nicht: glauben müssen. Sondern er möchte wissen, und sehen, und haben, möchte unterwegs versichert sein, mitsamt seinem Reisegepäck, nicht nur gegen Diebstahl, sondern selbst gegen den Tod. Dies notvolle Bedürfnis nach Sicherheit treibt uns Menschen zu jenen merkwürdigen, überraschen-

den Dummheiten, die uns niemand, die wir selber uns nicht zugetraut hätten. Das sehen wir nirgends deutlicher als am Sinai. Als Moses dann eines Tages nicht nur ins Offenbarungszelt hineinging, sondern vom Volke weg, um die Zehn Gebote zu empfangen, als er vierzig Tage und vierzig Nächte nicht zurück kehrte, da ergriff eine entsetzliche Führernot das Volk, die Angst, Mose sei umgekommen. Wer führt uns jetzt? Sollen wir zurück nach Ägypten? Sollen wir vorwärts? Aber wohin? Und da sei das Unglaubliche geschehen, dass das Volk von Aaron, dem Bruder des Mose, forderte, er solle aus vorhandenen Schmuckgegenständen einen Jungstier giessen. Der solle ihr Gott und Führer sein, dass er ihnen vorangehe. Sie wollen nicht das Wagnis des Glaubens, sie wollen Sicherheit. Und da heisst es nun: Du sollst deinen Weg in der Gewissheit des Glaubens gehen und nicht im Vertrauen auf Sicherungen. Du sollst deine Schritte im Gottvertrauen tun und nicht dich verlassen auf sichtbare Unterpfänder und Garantien (Martin Buber: «Moses»).

Wir wissen, in welchem äussersten Bedrängnis dann Mose durch diesen Abfall des Volkes vom unsichtbaren Gott zu den sichtbaren Göttern geraten ist. Wie er die Gesetzestafeln zerschlagen hat und sich vor Gott hinwarf mit dem Schrei: «Ach, das Volk hat eine grosse Sünde getan, und sie haben sich goldene Götter gemacht. Nun, vergib ihnen ihre Sünde, wo nicht, so tilge mich auch aus dem Buch, das du geschrieben hast» (2. Mose 32). Moses weiss, dass das jetzt das Ende des Volkes ist. Darum wirft er sich mit dem Einsatz seiner eigenen Person vor Gott hin und sagt: Du kannst dein Volk verwerfen, aber tue es nicht, «vergib ihnen diese Missetat», vergib! Damit ist hier das entscheidende Wort gefallen. Wir können dies zweite Gebot nicht bedenken, ohne zu hören: «Vergib ihnen diese Missetat.» Und Moses erfährt, dass Gott vergibt und nicht verwirft. Nicht nur, dass er von Gott ein zweites Mal das Gesetz

bekommt, nein, darüber hinaus bittet Mose aus der Gewissheit der Vergebung heraus um – Führung, dass Gott weiterhin das Leitseil und Steuer in der Hand behalte: «Habe ich Gnade vor deinen Augen gefunden, so lass mich deinen Weg wissen. Wo nicht dein Angesicht vorangeht, so führe uns nicht von dannen hinaus.» Und Gott vergibt und antwortet: «Mein Angesicht soll vorangehen. Damit will ich dich leiten» (2. Mose 33). Weil Gott vergibt, darum will er weiterhin als unsichtbarer Führer dem Volk vorangehen, nicht nur durch die Wüste, sondern seinen ganzen Weg. Und nun haben wir ja wahrhaftig die ganze Zeit über nicht allein von Israel geredet! Es ist kein Grund ersichtlich, der uns berechtigen würde, auf jenes Wüstenvölklein herabzublicken. Wenn wir ans zweite Gebot denken, wie es bei uns steht um Gottes Führung und um unsere eigenwilligen Wege, können wir dann etwas anderes rufen als eben auch: «Vergib!»? Wie gut für uns, dass Gott die Not seines Volkes, das einen sichtbaren Führer möchte, über alles Bitten und Verstehen hinaus angeschaut hat, indem er ihm einen sichtbaren Führer gab. Jesus Christus ist der sichtbare Führer. Aber er gefällt uns nicht. Er geht einen Weg, der uns nicht zusagt, einen fremden, den heiligen Weg, ans Kreuz. Er setzt für den Abfall seines Volkes das Leben ein, und um seinetwillen vergibt Gott. In diesem Mann am Kreuz hat Gott sein Angesicht dem Volke zugewendet. Ein fremdes Angesicht, ein «Haupt voll Blut und Wunden». Dieses Angesicht geht voran, nicht nur durch die Steinwüste, sondern durchs Todestal und durch die Abgründe der Hölle. Aber auch dieser sichtbare Führer erlässt uns den Glauben nicht. Auch ihm gegenüber gilt es, nun und erst recht zu glauben. Da ist uns erst recht das Wagnis des Glaubens nicht erspart. Und bevor Jesus von den Seinigen weggeht, sagt er ihnen: «Ich will euch nicht als Waisenkinde zurücklassen, ich komme zu euch. Ich will euch einen anderen Tröster senden, den Geist der Wahrheit, dass er

euch leite in alle Wahrheit.» Aber auch da nochmals und erst recht gilt es zu glauben.

Damit aber greift uns nun das zweite Gebot unausweichlich ans Mark und an die Wurzel. Ist der Jesus Christus, der uns von Gott selber zum Bildnis gemacht wurde, ist der Christus am Kreuz unser Weg? Und ist der Heilige Geist, den Christus für uns erbetet, damit wir nicht verlassene Waisen in der Wüste sind, unser Führer? Das ist die Frage. Und da geht es nun hart auf hart. Unser Wesen besteht zwar nicht darauf, dass wir uns nun auch exakt wie jenes Wüstenvölklein einen Jungstier als göttlichen Führer giessen, den wir anbeten könnten. Wir aber haben andere, vergeistigtere Bildnisse. Wenn man es sich im Lichte des zweiten Gebotes überlegt, dann bekommt man den Eindruck, unser heutiger «Jungstier», die Art, wie bei uns heutigen Menschen unser Eigenwille und unser Abfall von Gott sich ausprägt und abbildet, trage die Gestalt dessen, was der moderne Mensch «Plan» nennt. Der Plan ist das Wahrzeichen des modernen Menschen geworden. Schon rein äusserlich ist nicht mehr die Bibel das aufs Wochenende meistaufgeschlagene Buch, sondern der Fahrplan. Wir richten uns unser Leben gleichsam fahrplanmässig ein. Nach fixierten Stationen, auf Minuten genau, bewegt sich unser Dasein auf sicheren Geleisen. Auch im Völkerleben ist es der Fahrplan, woran sich die Überlegungen halten. Von der Wirtschaftsplanung bis zur regelrechten Planwirtschaft, vom Schuman-Plan bis zum Marshall-Plan, bewegen sich Politik und Wirtschaftsleben planmässig. Und auch unsere Kriege sind geplant, ja sogar der planmässige Rückzug ist jeweilen schon vorgesehen. So haben wir uns unser Leben planmässig eingerichtet von Krieg zu Krieg, von Frieden zu Frieden. Der Plan ist unser Götze geworden. Du aber sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen...

Unser gottloses Plandenken und Planhandeln kann auch

offen und direkt heidnische Formen annehmen, und zwar mit Vorliebe in gebildeten Kreisen. Die «Weltwoche», ein Blatt der Gebildeten, es liegt im Salon auf und wird im Zweitklasswagen gelesen, bringt seit einem guten Jahrzehnt schamlos und regelmässig «Das Horoskop der Woche». Ich vergesse nicht jenen Grosskaufmann – es ging ihm seit Monaten gesundheitlich und familiär nicht mehr gut –, wie er klagte, welch einen Bann dieses Horoskop der Woche auf ihn ausübe. Wie am Freitag beim Erscheinen des Blattes sein erster zitternder Griff und sein erster süchtiger Blick nach dem «Horoskop der Woche» gehe. Oder ich erinnere mich an jenen holländischen Adligen, der vor einigen Jahren in einer Abendgesellschaft, deren tändelndes Gespräch sich um Fragen des Horoskops drehte, auf einmal seine Stimme erhob und die ernste Erklärung abgab, mit dem Horoskop lasse sich nicht spielen. Er habe jahrelang nach einem solchen – 40 Maschinenschriftseiten umfasste es – gelebt. Und es habe gestimmt, genau bis zu dem Jahr, da Christus in sein Leben trat und da er erfuhr, was das heisst, vor dem heiligen Gott treulos nach einem Horoskop zu leben. Und er habe damals nirgends stehen können als bei dem Christus, der auch diese furchtbare Sünde zu vergeben vermöge. Und seit dieser Zeit, da er unter der Vergebung Christi stehe, unterstehe er einer neuen Führung – und – seither stimme das Horoskop nicht mehr. Es kann stimmen, das Horoskop. Aber dann unterstehst du eben einer fremden Führung. Man kann sich einer fremden Macht unterstellen. Gott aber mahnt: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel (in den Sternen), noch des, das unten auf der Erde, oder des, das im Wasser, unterhalb der Erde ist, bete sie nicht an und diene ihnen nicht...»

«... denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott.» Gott ist eifersüchtig. Wo Eifersucht ist, da ist Liebe. Weil Gott uns liebt, darum ist er eifersüchtig. Sein Verhältnis zu

seinen Gläubigen wird in der Bibel oft mit der Ehe verglichen. Wer anderen Göttern nachfolgt, wer sich anderen Mächten unterstellt, der gleicht einem Ehemann, der das Foto einer fremden Frau bei sich trägt und so seiner Frau untreu wird. Darum heisst Götzendienst in der ganzen Bibel Alten und Neuen Testaments Hurerei. Gott hat sich mit ganzer Treue für unsere Führung eingesetzt, bis zum Tod am Kreuz, darum fordert er, dass wir uns ganz seiner Führung anvertrauen und nicht auf die Stimme eines Fremden hören. Sonst ist er jaloux, sonst ist er eifersüchtig. Er ist ein eifriger Gott, weil er um unser Wohl und Heil eifert, weil er nicht will, dass wir, verführt von einer fremden Macht, zugrunde gehen.

Untreue, solche Untreue aber lässt Gott nicht durch, Untreue als Antwort auf seine Erlösertreue sucht er heim, denn dass wir zugrunde gehen am Undank, das will Gott nicht. Darum «sucht er der Väter Missetaten an den Kindern heim bis in das dritte und vierte Glied derer, die mich hassen». Es gibt Leute, die in der ganzen Bibel nur noch dieses eine Wort zu sehen scheinen. Aber um dieses schwarze Loch herum hat in der Bibel doch noch allerlei Platz. Dies Wort will uns hier an dieser Stelle das eine sagen: Götzendienerische Untreue hat ihre Folgen. Und diese Folgen sind sozialer Art. Gott sucht Untreue heim nicht nur an Einzelnen, sondern an Familien, Geschlechtern, Völkern. Es gibt hier eine Solidarität der Schuld. Und vor allem die götzendienerische Schuld, die von Gott weg unter die Führung von Götzen abirrt, ist oft genug eine Zeiterscheinung, nicht nur vereinzelt auftretend, sondern eine Art, die das Bestreben hat, öffentliche, sogar staatliche Formen anzunehmen. Da sucht Gott heim bis in das dritte und vierte Glied, das heisst, solange als ein Mann, der zu seinem vollen Alter ausreift, es selber noch kontrollieren und erfahren kann, dass Gott seiner nicht spotten lässt, dass Gott uns in der Sünde der Hurerei und Abgötterei nicht will

umkommen lassen. Familienweise, geschlechterweise, völkerweise sucht Gott diese Sünde heim, weil er der Führer sein will in der Kraft des Kreuzes und des Heiligen Geistes.

«... und tue Barmherzigkeit» heisst es zuletzt, «über tausend Geschlechter an denen, die mich lieb haben und meine Gebote halten.» (vgl. 5. Mose 7,9) Barmherzigkeit! Das ist das leuchtende Wort, das dieses zweite Gebot weithin überstrahlt. Es ist der barmherzige Gott, der hier zu uns redet, streng redet, aber das ändert nichts daran, dass er die Barmherzigkeit ist. Man beachte: Bis in das dritte und vierte Glied sucht Gott die «Hurerei» heim, aber über tausend Geschlechter soll sein Erbarmen, soll die Vergeltung der «Hurerei» sich auswirken. So überwiegend ist seine Gnade über seinen Zorn. Über tausend Geschlechter! Gott hat also auch einen Plan! Und dieser Plan geht über tausend Geschlechter. Und dieser Plan ist gut. Und wir kennen ihn. Und wer diesem Gottesplan vertraut, der fängt an, nicht mehr so Angst zu haben vor der kommenden Woche. Er tut jetzt seine Schritte und geht seinen Weg in der Erwartung dessen, der einmal kam, am Kreuz für uns starb, und der wiederkommen wird in den Wolken des Himmels.

Das dritte Gebot

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht. 2. Mose 20,7

Der souveräne Herrscher

«Den Namen Gottes missbrauchen» – was ist das für eine Sünde? Seien wir mit der Antwort nicht zu hurtig bei der Hand! Man mag gerade hier versucht sein, schnellfertig an den Fingern herzuzählen, was Missbrauch des göttlichen Namens sei. Die Ausleger haben das etwa mit einer gewissen Eifrigkeit getan. Aber seien wir lieber etwas vorsichtig! Ist es doch schon die Form dieses dritten Gebotes, die uns einige Zurückhaltung nahe legt: «Gott wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.» Auffällig, dieser Nachdruck der Mahnung, die geradezu zur Drohung sich erhebt! Gott setzt hier offenbar voraus, dass wir Menschen geneigt sind, anzunehmen, so schlimm sei es dann wohl mit dieser Sünde nicht; Gott sei hier bereit, mit sich reden zu lassen und ein Auge zuzudrücken. Darum hält er es hier offenbar für nötig, gleich so nachdrücklich zu warnen: Man irre sich nicht. Gott lässt seiner nicht spotten. «Der Herr wird den nicht ungestraft lassen (wie ihr anzunehmen geneigt seid), der seinen Namen missbraucht.»

Die Sünde, die Gott hier meint, muss demnach eher verborgener Art sein, den Menschen im Allgemeinen nicht so sehr als Sünde bewusst. Wir scheinen uns hier tatsächlich in der Nähe jener Gegend zu befinden, wo die Bibel

von «unerkannter Sünde» zu sprechen pflegt. Es sind vor allem die Psalmen, die von «verborgenen Fehlern» reden, welche einzig Gott einem aufzudecken vermag. Darum können die Psalmenbeter Gott geradezu bitten, er möge ihnen doch ja die verborgene Sünde aufdecken und bewusst machen. Solch unerkannte Sünde ist, wie aller Schaden, der verborgen wuchert, umso gefährlicher und folgenschwerer.

Meint er mit dem Missbrauch seines Namens das Fluchen? Gewiss auch; aber Flucher sind doch offensichtliche Sünder. Dass Fluchen Missbrauch des göttlichen Namens ist, weiss jedes Kind. Sind es die Spötter? Warum nicht? Dass die Spötter gemeint sind, das liegt sozusagen auf der Hand. Spötter sind geradezu sprichwörtliche Sünder, heisst es doch schon am Eingang des Psalmenbuches von ihnen: «Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, da die Spötter sitzen.» Meineid? Gewiss. Aber der Meineidige ist ein derart exemplarischer Sünder, dass sogar die Heiden erschauern vor dem, der einen falschen Eid schwört. Oder ist die Zauberei gemeint? Das bestimmt auch. Aber der herum vagierende Zigeuner oder jener unheimliche Bewohner einer düsteren Seitengasse, der an Markttagen in der Dämmerstunde zweideutigen Besuch erhält – ach, ist solches Gelichter nicht in aller Welt als sündhaft und gottlos bekannt? Flucher, Spötter, Meineidige und Zauberer, die in den Auslegungen des dritten Gebotes etwa aufgezählt werden, das sind ja doch die Sünder schlechthin, die dorf- und stadtbekannt. Meint der Herr nicht sie, wenn er jeweilen von den «Zöllnern und Huren» spricht? Gerade auf sie wirft er aber den Stein nicht. Sie sind gesteint genug. Sie sind vor Gott und Menschen von ihrer Sünde gezeichnet. Es wäre drum etwas wohlfeil, ausgerechnet und vorab unter ihnen nach den eigentlichen Missbrauchern des göttlichen Namens zu fahnden.

Auf der Suche nach der eigentlichen Sünde des dritten

Gebotes hilft es uns auf die Spur, wenn wir auch hier wieder sorgsam auf die biblischen Zusammenhänge achten. Wir vernehmen am Eingang dieses gleichen zweiten Mosesbuches (2. Mose 3), wie Gott seinem Knecht am Sinai im brennenden Busch begegnet und ihm den Auftrag erteilt, zu Pharao zu gehen, um von ihm die Freilassung Israels zu fordern. Über diesen menschenunmöglichen Befehl zutiefst erschrocken, fragt Moses in seiner Herzensbedrängnis: «Was ist dein Name?» Hinter dieser Frage, an diesem Ort, in dieser Situation gestellt, steckt deutlich die weit verbreitete Anschauung, wenn man einen Namen wisse, dann, dann habe man auch Macht über den Träger, der hinter diesem Namen stehe. Der Name ist dann so etwas wie eine Geheimchiffre; wer diese weiss, dem öffnet sich der Zugang zu ungeahnten, verborgenen Möglichkeiten. Das wäre dann etwa ähnlich wie man es im Märchen lesen kann, wo man nur ein bestimmtes Geheimwort zu wissen und auszusprechen braucht, und das verschlossene Tor springt einem auf. In solcher Absicht und Erwartung fragt Moses bei jener Begegnung am Dornbusch in seiner Herzensangst so auffallend eilig, fast begierig, Gott nach seinem Namen. «Was ist dein Name?» Sag mir doch deinen Namen, damit ich der Sorge, wie ich meinen Auftrag in Ägyptenland ausrichten könnte, enthoben sei. Sag mir deinen Namen, alles übrige ergibt sich dann von selbst. Auf seine drängende Bitte um seinen Namen aber antwortet Gott seinem Knecht: «Ich werde sein, der ich sein werde.» Gott will mit dieser Antwort seinem Knecht sagen: Ich, der Herr, dein Gott, bin nicht einer von denen, die über sich verfügen lassen. Man kann meiner nicht habhaft werden, kann mich nicht wie einen Schlüssel an den Ring tun und in die Tasche stecken und davon Gebrauch machen nach Bedarf. «Ich werde sein, der ich sein werde»; das heisst an dieser Stelle als Antwort auf Moses' Frage nach Gottes Namen: Ich werde euch immer dann,

wenn ich es für nötig erachte, beistehen. Ihr könnt mich jederzeit um Beistand und Führung bitten, aber gebeten will ich sein. Ich will mir von Fall zu Fall den Entscheid, wann und wo und wie ich euch helfen will und wann nicht, vorbehalten. «Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: 'Ich werde sein' hat mich zu euch gesandt.» So befindet sich die Antwort Gottes auf die Frage nach seinem Namen ganz in der Nähe jenes anderen Wortes, das auch im zweiten Mosesbuch steht: «Wem ich gnädig sein werde, dem werde ich gnädig sein» (2. Mose 33).

Durch den scheinbar etwas weiten Umweg, den wir da einzuschlagen genötigt waren, sind wir nun instand gesetzt, dass wir erkennen können, was Gott im wesentlichen damit meint, dass er es für nötig erachtet, in einem seiner Gebote ausdrücklich den Missbrauch seines Namens zu verbieten. Das ist und bleibt nämlich eine ganz grosse Versuchung und Gefahr, dass der Mensch Gott, die Religion, oder sagen wir doch: das Christentum benützt, um damit etwas zu erreichen. Es braucht, wie hier bei Mose, durchaus nicht ein egoistisches Ziel oder gar ein nackt und grob persönlicher Vorteil zu sein. Es genügt schon rein die Tatsache, dass der Mensch Gottes habhaft zu werden versucht, dass er sich Gottes bedienen will, dass er Gott «braucht». Dass Gott dem Menschen dienstbar sein soll in der Abwicklung seiner wenn auch noch so edlen Geschäfte und in der Erreichung seiner noch so heiligen Ziele. Dass der Mensch einen «gäbigen» Gott haben will, einen willfährigen und brauchbaren Gott. So sieht der wesentliche Missbrauch seines Namens aus. Es ist sicher auch, aber bestimmt nicht in erster Linie, eine Sünde der Gottlosen, die in diesem dritten Gebot visiert ist, sondern in erster Linie eine, vielleicht gar «die» Sünde der Frommen. Täglich und auf Schritt und Tritt ertappt sich der fromme Mensch – auch Gottes Knechte sind gegen diese Versuchung nicht gefeit – darüber, dass er Gott als Vorspann vor irgendein Wägeli

brauchen möchte, dass Gott ihm gleichsam Handlangerdienst leisten sollte. Es ist aber nicht Gott, es sind die Götter, es sind die Götzen, die dem Menschen gefügig sind und die der Mensch sich dienstbar machen kann. Hier wird der Zusammenhang zwischen dem dritten und ersten Gebot sichtbar. Gott will nicht behandelt werden wie ein Götze. Wer es versucht oder tut, treibt Missbrauch mit ihm, mit seiner Sache, mit seinem Namen. Gott ist Gott. Er war, der er war, er ist, der er ist, und er wird sein, der er sein wird.

Es bleibt uns nun noch die Aufgabe, durch einige Blicke in die christliche Lebensgestaltung zu zeigen, wie sich dieser wesentliche Missbrauch des göttlichen Namens auswirkt. Ich denke da vorab an die oft so fatale Rolle, die wir Gott in der christlich-bürgerlichen Familie des Abendlandes weithin zudedacht hatten. Gewiss wollten wir Gott in unserem Familienleben gleichsam noch «dabei haben». Aber nur soweit es unseren Familienplänen förderlich war. Er durfte «dabei sein» bei der Hochzeit, beim Tauffest, anlässlich der Konfirmation; bei der Beerdigung darf er unter etlichen anderen Mitwirkenden auch «dabei sein». So haben wir ihn zu einem Gott gemacht, dem man wie irgendeinem Lieferanten winken oder telefonieren kann. Hat er den ihm zugewiesenen Auftrag getätigt, dann erfordert es schon der Anstand, dass er sich wieder verzieht. So haben wir Gott «Dienst am Kunden» zudedacht und zugemutet. Das aber ist qualifizierter Missbrauch seines Namens.

Oder, wir haben ein Geschäft, eine Arbeit, und hätten Gott selbstverständlich gerne auch dabei. Es liegt uns nichts so fern wie gottlos, ganz gottlos zu werden. Zu einer ganzen Gottlosigkeit sind die Menschen im Allgemeinen zu feige. «Man kann nie wissen», «nützt's nichts, so schadet's nichts», ganze Gottlosigkeit aber könnte ihre schlimmen Folgen haben. Aber wir weisen Gott in unserem Arbeiten den Platz an, der uns gefällt und für ihn geeignet scheint.

Vielleicht ist es sogar ein Ehrenplatz. Er darf beispielsweise unsere Arbeit segnen. Zum Segnen ist er uns willkommen. Aber ja nicht einen Schritt weiter! Unser Geschäftsgebaren kontrollieren darf er nicht. Und unsere Arbeitssünden aufdecken darf er auch nicht. Was doch Gott alles nicht darf! Was wir ihm doch alles als «unbefugte Einmischung» verbieten! Wäre ein Gott, der sich diese Behandlung auf die Dauer gefallen liesse, noch Gott? Er wäre ein Götze. Das ist frommer Missbrauch seines Namens.

Und wir haben ausser der Familie und dem Geschäft auch ein Vaterland. Auch hier wollten wir Gott «dabei haben». Wir wollten eine «christliche Nation» sein. Wir hatten Gott sogar am Eingang unserer Verfassung, die immer noch mit den Worten beginnt: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen.» Aber dieser erhabene Eingang unserer Verfassung war doch weithin nur noch Fassade. In der Auslegung und Handhabung der Gesetze war Gott weithin nicht mehr dabei. Gott durfte dabei sein bei patriotischen Feten, wenigstens bei deren erstem Teil, und da noch vorsichtig dosiert. Wir brauchten Gott vor allem, wenn das Vaterland in Gefahr kam, zur Hebung der Moral. Damit er uns verschone oder damit er den Sieg verleihe. Aber einen Gott, der die Kriegsursachen untersuchte und seinen heiligen Finger auf unsere nationalen Sünden legte, den begehrten wir nicht. Einen Gott aber, der uns gar strafen oder eine wohlverdiente Niederlage bereiten könnte, einen solchen Gott lehnten wir ab. Kriegsgötter sind von jeher Siegesgötter gewesen. So brauchen und missbrauchen wir den Namen Gottes. Wir Schweizer – zwar führen wir keine Angriffskriege, aber wir brauchten diesen Gott, um hinter der erfolgreichen Grenzbesetzung unser Neutralitätsgeschäft zu tätigen und um nachher mitten in einer Welt des Hungers unsere Goldmilliarden aufzuschichten. Das ist unser nationaler Missbrauch des göttlichen Namens.

Und es gibt ein Europa, ein christliches Abendland. Dieses

ist jetzt arm geworden, und wir sind geneigt, über die eingetretene und weiter fortschreitende Verarmung zu klagen. Aber wir fragen nicht nach den direkten und indirekten Ursachen unserer Notlage. Von Europa aus wurden Menschenalter hindurch Christenmissionare ausgesandt, und es ist gut, dass solches geschah. Aber die Christengemeinde in Europa verhütete nicht, dass gleichzeitig auch Eroberer ausgesandt wurden, zuerst in Uniform und mit Waffen, hinterher auch in Zivil und mit Geld. (Manchmal war die Reihenfolge auch umgekehrt, die «friedliche Durchdringung» ging voraus, und hinterher folgte dann die famose «Wahrung der Interessen» durch bewaffnete Intervention.) O dieses christliche Abendland auf seinem blutigen Kolonialthron! Der Thron wackelt jetzt. Gott hat genug vom christlichabendländischen Missbrauch seines Namens, genug von einem Europa als Kolonialmacht. Und neuerdings scheint Gott wieder gerade gut genug zu sein, um diesem christlichen Abendland eine zügige Ideologie zu liefern, damit es sein Dasein mit seinen angemassten Weltvorrechten noch einige Jahrzehnte verlängern könnte. Aber Gott will den Untergang, will das Ende der blutigen Kolonialtyrannei. Sein heiliger Wille ist, dass sein Name in einem ärmeren, aber weniger blutbefleckten Europa nicht länger missbraucht werde.

Und schliesslich gab und gibt es in diesem christlichen Abendland eine Kirche. Und wir, wir gehen ja in diese Kirche, und zwar nicht nur gelegentlich, sondern getreu, sei es aus alter Gewohnheit, oder aber, dass wir einen Zug zu dieser Kirche hin in uns tragen. Aber diese Tatsache enthebt uns nicht der Notwendigkeit, auch diesen unseren Zug zur Kirche hin im heiligen und durchdringenden Lichte des dritten Gebotes zu überprüfen. Es könnte nämlich auch dieser Zug zur Kirche hin noch mit Nebenzwecken und -absichten vermischt sein. Es ist mit unserer Liebe zur Kirche – Gott sei Dank gibt es sie! – nicht selten

wie bei jenem Liebhaber, der eine einzige, schwerreiche Tochter liebte. Als der Freier in seiner Brautwerbung in wohlgesetzten Worten von seinem Herzenszug zu dieser Tochter sprach, hörte der Brautvater, ein gescheiter Mann, eine Zeitlang aufmerksam zu; dann aber unterbrach er plötzlich den Werber mit der Frage: «Was meinen Sie mit Ihrem Herzenszug? Ist's ein Personen- oder ein Güterzug?» So wollen wir im Lichte des dritten Gebotes uns fragen lassen, ob unser Zug zur Kirche hin ein Personenzug oder ein Güterzug sei. Und wenn jetzt in diesem christlichen Abendland auf einmal so verdächtig um die Kirche geworben wird, dann darf die Frage nicht verschwiegen bleiben: Geht es jetzt um Gottes Reich und Sache, oder geht es um eine Stützungsaktion des wankenden Besitzstandes mit Hilfe der Kirche?

So brennend und so einschneidend sind die Fragen, die das dritte Gebot aufwirft. Aber nun eine Gegenfrage: Will uns denn Gott nicht helfen? Will uns Gott denn nicht beistehen in unseren Familienproblemen, Geschäftsorgen und öffentlichen Ratlosigkeit, die wahrhaftig gross genug sind? Will sich denn Gott von uns überhaupt nicht brauchen lassen? Gewiss, Gott kann und will uns nützen, dienen, und will uns zur Verfügung stehen, aber nie so, wie das uns gefällt, sondern so, wie er es will und für gut findet. Auch wenn Gott uns dient, ist er der Herr, nicht Vorspann und Handlanger, sondern Lenker und Herrscher. Ja, es geht in diesem dritten Gebot ganz schlicht darum, dass Gott der Herr sei. Es wird kaum von ungefähr sein, dass Gott im kurzen Wortlaut dieses Gebotes zweimal in betonter Weise «der Herr» genannt ist: «Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.»

Wie Gott als Herr uns dienen, nützen und sich brauchen lassen will von uns, das zeigt er uns an und durch Jesus Christus. Es hat Gott gefallen, uns diesen Namen zu

offenbaren. Gott will uns durch Christus, durch diesen Namen, «alles schenken» (Röm. 8). Das ist sein Dienst, sein Herrendienst an uns Menschen, dass er uns unsere Sünde vergebe. Christus «ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele». Es gilt unsererseits, das schlicht gelten zu lassen, dass wir des Lösegeldes für unsere Sünde bedürfen, und dass uns nur dann recht gedient ist, wenn wir durch Christus Vergebung haben. Und es gilt nun, es sich einfach gefallen zu lassen, dass Gott uns auf dem Wege der Auferstehung Christi teilhaben lässt am Ostersieg, uns so hinüberzuretten ins ewige Leben, und dass uns wiederum nur so recht gedient ist. Ja, Gott will sich durch uns so gewaltig brauchen lassen, dass er uns durch Christus aus der Hölle holt. Und so sieht seine Herrenhilfe aus, dass er Christus zu seiner Rechten erhöht und ihm alle Gewalt im Himmel und auf der Erde übergibt, «auf dass im Namen Jesu Christi sich beugen soll aller derer Knie, die im Himmel und auf der Erde sind und unter der Erde». Im Namen Jesu Christi darf und soll fortan gebetet werden. Wer diesen Namen anruft, dem soll geholfen sein. Und es ist die höchste aller Gaben, die im Namen Jesu Christi zu erbeten ist, es ist die Gabe des Heiligen Geistes. Und in diesem Namen dürfen wir bitten, dass das Reich des Vaters komme, dass Gerechtigkeit und Friede sei unter einem neuen Himmel, auf einer neuen Erde.

So handelt das dritte Gebot vom Missbrauch des Namens Gottes. Dieser Missbrauch wird uns nur insofern in seiner ganzen Tragweite bewusst, als wir uns klar werden, was der rechte Gebrauch dieses Namens wäre. Wir sind jetzt gefragt, ob wir den Namen Gottes recht brauchen wollen. Und recht brauchen wir ihn dann, wenn wir zugeben, annehmen und ernst damit machen: «...und ist in keinem anderen Heil, ist auch kein Name im Himmel und auf Erden, darinnen sie sollen gerettet werden.» Gerade das

aber wollen wir nicht. Gerade Christus gegenüber kommt es jetzt an den Tag, was recht eigentlich und wesentlich Namensmissbrauch heisst. Wir wollen diesen Herrenwillen Gottes nicht anerkennen, wollen uns nicht so helfen lassen, wie es Gott beschlossen hat, sondern so, wie es uns gefällt: «Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.» Wir ziehen den eigenwilligen, und damit sündhaften Gebrauch, eine selber gewählte Heiligkeit, dem gottwohlgefälligen Gebrauch des Gottesnamens vor.

Diese Sünde am dritten Gebot hat Christus besondere Mühe und Not bereitet. Die Leute, die damals allgemein als die Missbraucher des Gottesnamens galten, waren die halb heidnischen Samariter. Es fällt auf, dass Jesus die eigentlichen Missbraucher seines Namens nun aber gerade nicht bei den Samaritern sucht, sondern in einer ganz anderen Gegend. Dort, wo der Priester und der Levit am Nächsten vorbeigeht; dort, wo Gottes Haus zum Kaufhaus und zur Mördergrube wird; dort, wo «sie der Witwen Häuser fressen und schützen lange Gebete vor». Das dritte Gebot meint somit wesentlich und recht eigentlich die Sünde der Frommen; Jesus pflegt diese Sünde als Heuchelei zu bezeichnen. Die Flucher sind hier auch gemeint, auch die Spötter, auch die Meineidigen, bestimmt auch die Zauberer – aber vorab sind es die Heuchler. Der Priester kann den Namen Gottes schlimmer missbrauchen als der Zauberer. Durch «Dienst am Wort» kann Gott tiefer beleidigt werden als durch Meineid. Dort, wo die Frommen sitzen, kann der Name Gottes schlimmer entheiligt werden als dort, wo die Spötter sitzen. Wir können mit Beten den Namen Gottes ärger missbrauchen als durch Fluchen. Nicht umsonst redet Jesus, sooft er auf die Heuchelei zu sprechen kommt, im Ton und mit der Gerichtsstrenge des dritten Gebotes. Es leckt da gleichsam schon das Feuer des Gerichts an Kapellen, Kirchen und Altären empor. Das Gericht über ein heuchlerisches Christentum ist heute in vollem Gang. Dies

Gericht aber ist darum Gnade, weil Gott nicht länger seinen Namen heuchlerisch will missbrauchen lassen.

In dieser Zeit der Heimsuchung darf da und dort das Wunder der getrosten Busse sich ereignen. Wo der Heilige Geist diese Busse wirkt, da wird man bereit, sich unter dieses Gericht zu beugen, und zwar eben getrost, darum getrost, weil Gott die Sünde vergibt, auch dann, wenn er das Gericht nicht mehr aufhält, sondern blutig vollstreckt. In solch einer zwar gerichteten, aber getrosten Kirche wird jeweilen der Ruf nach der Gabe des Heiligen Geistes mächtig und herzbewegend laut, und der Ruf nach dem Kommen Christi. Es werden da die drei ersten Unservaterbitten neu gebetet, es wird da in neuen Zungen gepredigt, neu wird da der Sonntag gefeiert, neu die Bibel gelesen daheim im Haus. Da wird der Name Gottes neu gebraucht, neu im Geiste der Propheten, welche den Sinn des dritten Gebotes immer wieder in den Ruf zusammenfassten: «Herr ist sein Name – Herr!» Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

Das vierte Gebot

Gedenke des Sabbattags, dass du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk tun noch dein Sohn noch deine Tochter noch dein Knecht noch deine Magd noch dein Vieh noch dein Fremdling, der in deinen Toren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn. 2. Mose 20,3-11

Der Feiertag

Wir überlegen uns hier, ob es nicht eine Bedeutung haben könnte, dass der siebente Tag tatsächlich der einzige Wochentag von allen ist, der in der Bibel einen Namen, den Namen Sabbat, trägt. Alle anderen Tage der Woche sind in der Bibel namenlos, werden jeweils schlicht nummeriert von eins bis sechs. Den siebenten aber hat Gott apart genommen, ihn hervorgehoben und den anderen gegenübergestellt. Kein Zweifel, Gott hat mit diesem einen Tag, den er mit einem Namen auszeichnet, Aussergewöhnliches im Sinn. Aber was möchte das sein?

Und nun hören wir im vierten Gebot, dass er an diesem

siebenten Tag alle seine Werke vollendete, ruhete, ihn segnete und heiligte. Gott will an diesem Tage feiern. Was aber im vierten Gebot als besonders bedeutsam gesagt wird – Gott will nicht allein feiern, Gott will diesen besonderen Tag, wenn man so sagen darf, in Gesellschaft verbringen. Da will er sich seinen Menschen, die er sich zum Bilde erschaffen hat, widmen. Er soll ein Tag der Gemeinschaft sein, vorab der Gemeinschaft zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf. Nichts weniger als das will doch gesagt sein, wenn das vierte Gebot unser menschliches Ruhen damit begründet, dass Gott an diesem Tag «ruhe». Eigens zu dem Zweck, um uns Menschen an seiner Freude, an seinem Feiern, Segnen und Vollenden teilnehmen zu lassen, befreit Gott an diesem Tag sein Geschöpf von der Last und von der Bedrängnis des Werktags.

Dass aber Gott uns an seinem Sabbat in seiner Gesellschaft haben will, ist nicht nur ein Entgegenkommen seinerseits, sondern eine Herablassung. Wie tief Gott damit zu seinem Geschöpf herabsteigt, geht hervor aus einem selten gebrauchten, auffällig starken Wort, das in der biblischen Ursprache «naphasch» heisst, auf deutsch: verschnaufen, nach schwerer Anstrengung aufatmen. Das Wort kommt in der Bibel im ganzen nur dreimal vor; einmal ist es der von seinem Sohn verjagte König David, der auf der Flucht, mit Kot und Steinen beworfen, entrinnt und «naphasch», aufatmet. Ein zweites Mal sind es die Knechte und Mägde und das Vieh, von denen gesagt wird, dass auch sie am Sabbat «naphasch», aufatmen, dürfen. Angewendet auf Gott selber steht nun aber dies Wort ein einziges Mal: «Er (der Sabbat) ist ein ewiges Zeichen zwischen mir und den Kindern Israel. Denn in sechs Tagen machte der Herr Himmel und Erde; und am siebenten Tag ruhete er und – 'naphasch' – *atmete auf*» (2. Mose 31,17). Gott atmet auf, Gott verschnauft! Herzbewegende Herablassung unseres hohen Gottes, die sich somit an diesem siebten Tag ereig-

nen will! Mit dem beschimpften alten König auf der Flucht, mit dem Knecht, mit der Magd, mit dem Fremdling, mit dem Vieh, zusammen mit aller Kreatur will Gott an diesem Tag ein Verschnaufen, ein gemeinsames Aufatmen haben. Wahrhaftig Grund genug, um diesen Tag als einzigen mit einem Namen auszuzeichnen.

Dass solch grosses Aufatmen im Himmel, bei Gott, möglich ist, bezweifeln wir nicht. Aber hier auf Erden? Bei uns Menschen? Kann man das ohne weiteres, am siebenten Tag «kein Werk tun»? Kann man die sechsfache Bürde einer Arbeitswoche kurzerhand abwälzen? Oh, es gibt Leute genug, die das meisterhaft, die das nur zu gut verstehen, Lasten auf andere abzuwälzen; denn getragen werden müssen Lasten ja dann jeweilen doch irgendwie und von irgendwem. Ein Mass von Lasten will in dieser Welt nun einmal getragen sein. Wer sie abwälzt, pflegt es darum auf Kosten anderer zu tun. Das ist eine üble Sache. Auf wessen Kosten aber soll es geschehen, wenn nun Gott uns heisst, die Last der sechs Werktage abzuwälzen?

Dabei sind wir uns bewusst, dass es ja dann erst noch nicht einmal in erster Linie etwa nur die Arbeit ist, die ein Werktag uns auferlegt. Arbeiten tun die Menschen ja in der Regel gar nicht so ungern. Es entspricht aber einer allgemeinen Erfahrung, dass es vielmehr gewisse Begleitscheinungen der Arbeit sind, die frühzeitig die Haare zum Ergrauen bringen: Der Ärger, die Sorge, die Angst, das Misslingen, die Enttäuschungen, oft auch eine gewisse allgemeine Lebensohnmacht, die Last der Unabänderlichkeiten, die jede neue Arbeitswoche mit sich führt. Oft ist es auch ganz gewöhnlich der Neid des Mitarbeiters, der Unverstand des Vorgesetzten, das Zuleidwerken des Untergebenen. Oder es ist die Gier nach Macht, Besitz und Ehre, die sich unsere Werktage hindurch besonders auslebt. Es ist, kurz gesagt, der ganze Morast von zwar geordnetem, allgemein geübtem, aber deswegen nicht weniger blutigem

Alltagsunrecht, in dem wir während unserer Arbeitswoche bis über den Kopf hinaus versinken. Oh, es ist bestimmt nicht der Staub der Arbeit, der dem Arbeiter vorab das Atmen erschwert, gibt es doch zu dessen Bekämpfung heutzutage hygienische Vorrichtungen genug. Nein, es ist die schwüle Stickluft der Tatsache, dass der Mensch einfach ein Sünder ist, die wochentags über unseren Arbeitsstätten brütet, die den Menschen das Atmen verschlägt.

Und da soll es nun ein Aufatmen geben? Es nimmt einen wunder, wie solches zugehen soll!

Und wir fragen mit Recht so. Aber meinen wir, Gott wisse nicht auch um diese unsere tiefste Werktagsnot, kenne das Gewicht unserer Werkstage nicht auch? Meinen wir, er lade uns leichthin zum Abwälzen und zum Aufatmen ein, ohne genaue Kenntnis zu haben von der Sorgen- und Sündenlast, die jede neue Arbeitswoche neu auf unsere Schultern und – auf unsere Gewissen wälzt? Wenn einer, dann weiss er, wie beschwerlich, ja wie unmöglich uns nach sechs Arbeitstagen das Aufatmen werden will. Aber Gott kennt einen, der die Last des menschlichen Werktags auf seine Schultern und auf sein Gewissen laden wird. Der wird sie für alle tragen, hören wir ihn doch rufen: «Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und belastet seid, ich will euch erquicken», ich will euch – aufatmen lassen! Diese Last, die Christus auf sich nimmt, dieses, wie es in einem Passionslied heisst, «Weltgewichte» wird so schwer sein, dass er darunter zusammenbricht. Sogar daran sterben wird er. Es geschieht somit auf Kosten seines Sohnes, wenn Gott seine Menschenkinder die Last der Werkstage am siebenten Tag abwälzen heisst. Aber noch im Zusammenbrechen, mit dem letzten bisschen Atem, das er noch hat, haucht er in die Welt hinaus, dass es «vollbracht ist». Dieses «Es ist vollbracht» ist das einmalige Aufatmen Gottes in dieser Welt und für diese Zeit. Vom Kreuz her geht nun ein nie

gehörtes, nie vernommenes und nie gesehenes Aufatmen durch alle Räume der Himmel, durch alle Bereiche dieser Erde, durch alle Abgründe der Hölle hindurch. Weil Gott um diesen einen und einmaligen Werktag, um den Karfreitag wusste, darum hat er schon in den Anfang der Welt hinein den Menschen zugerufen: «Aufatmen». Diesen einen ewigen Werktag nimmt Gott offenbar in voraussetzende Rechnung, wenn er uns Menschen im vierten Gebot das Aufatmen anbietet und in Aussicht stellt. Vielleicht ist solche Denkweise töricht, und doch können wir uns kaum denken, dass Gott hätte ruhen mögen, dass er sich hätte an seiner Erde und an seinen Menschen freuen mögen, wenn er nicht um das zukünftige Erlöserwerk seines Sohnes gewusst hätte.

So ist der Karfreitag der eine Arbeitstag Gottes in dieser Zeit und Welt, da er die eine Arbeit verrichtete, die unter der Sonne zu verrichten war, da er die eine Last trug, die es hier auf dieser Erde zu tragen galt. Es wird dann zwar noch einmal einen letzten Arbeitstag Gottes geben, aber der ist schon nicht mehr in dieser Zeit noch in dieser Welt, das wird der «Jüngste Tag» sein. Nach jenem einen, stellvertretenden und blutigen Werktag Gottes aber ist Christus auferstanden in Herrlichkeit. Damit hat er sein Tagewerk jetzt und hier vollbracht. Für ihn hat nun ein Feiertag begonnen, der nie mehr aufhört, und von dem ein Glanz schon jetzt und hier von «drüben» her auf seine Gemeinde fällt, das ist der Ostertag. Mit dem Ostertag des Herrn ist über dieser Erde eine Sonne aufgegangen, die nicht wieder untergeht. Seither ist jeder Sonntag die Erinnerung, und mehr als nur eine Erinnerung an den göttlichen Osterfeiertag. Von Ostern her hebt nun ein göttliches Ruhen, Feiern, Segnen und Vollenden an, das hier unten in der Gemeinde und von ihr aus weit über die Gemeinde hinaus bis an die Enden der Erde unaufhaltsam weiterwirkt. Es ist nicht Redensart, es ist Wirklichkeit: der Ostertag läutet den

ewigen Sonntag ein. Von hier aus können wir es nun nicht mehr übertrieben finden, was in der 103. Frage des Heidelberger Katechismus steht, wo es geradezu heisst, dass mit dem Sonntag «der ewige Sabbat in diesem Leben anfangen». Weil Gott vom Anbeginn der Welt an sich – gleichsam vorschauend – des kommenden Ostertags freut, darum schenkt er seinen geplagten und verschuldeten Kindern einen Tag des gemeinsamen Aufatmens. So ist durch den Ostertag aus dem alten Sabbat der christliche Sonntag geworden, der Tag des grossen Aufatmens.

Es ist also schon etwas dran, wenn wir Menschen an diesem Tag auf die Berge steigen, höher und höher, bis dorthin, wo die Luft rein und leicht wird. Der Sonntag Gottes ist tatsächlich von Anfang an der Tag des Verschlaufens und der Höhenluft. Aber unsere Sehnsucht nach Höhenluft hat doch immer wieder etwas rührend Hilfloses. So wie die Geissen an den Felsbändern die paar armseligen Kräuter zusammensuchen und dabei nicht selten erst noch zu Tode stürzen, so armselig sucht der Mensch in den Bergen Höhe und Reinheit; aber auch auf dem Gipfel des Viertausenders ist es eine armselige Höhe, eine armselige Reinheit, gemessen an der Luftreinigung des Karfreitags und an der Himmelsluft, die von Ostern her zu wehen begann. Man begreift, dass schon der ersten Christengemeinde der Ostertag den alten Sabbat hoch überstrahlte und bald an seine Stelle trat, wahrhaftig nicht unter Auflösung, sondern unter Erfüllung des Gesetzes. Es ist darum eine ungehörige Herabminderung des Osterereignisses, wenn gewisse gesetzliche Sekten behaupten, der christliche Sonntag sei «kein vollwertiger Ersatz für den alten Sabbat».

Und nun sollen wir, wie es im Wortlaut des Gebotes heisst, des Sabbattages «gedenken». Was es da zu «gedenken» gilt, das scheint uns nun klar geworden zu sein. Es ist nun tatsächlich nicht mehr vieles, es ist nun nicht mehr hunder-

terlei, was man zum Thema «Sonntag» auch noch erwägen, bemerken und – bedenken müsste, es ist jetzt nur noch eines: Gott hat seinem Geschöpf durch Christus einen Sonntag bereitet als einen Tag des gemeinsamen Aufatmens inmitten der Enge und Stickluft dieser Todeswelt.

Aber wenn der Inhalt dessen, was es hier zu bedenken gilt, auch klar ist, so erhebt sich nun noch die Frage nach der Form: Wie, wie in aller Welt soll es zugehen, dieses gemeinsame Aufatmen, das Gott seinen Kindern hier anbietet?

Da sei zunächst daran erinnert, dass der Sonntag in seinem Wesen ein Tag der Gemeinschaft ist. Gott, Gott selber will ja an diesem Tag nicht allein bleiben. Er will seinen Menschen, sein Geschöpf bei sich haben, will bei seinem Geschöpf sein. So trägt der Sonntag gleichsam von Haus aus, von seiner Entstehung her, wesentlich geselligen Charakter. Darum können auch wir Menschen am Sonntag nicht mehr allein sein wollen. Der einsame Mensch ist in den Plänen, die Gott mit seinem Sonntag hat, nicht vorgesehen. Der Sonntag hat nun aufgehört, der Tag des Einzelmenschen zu sein, er ist, seinem Wesen entsprechend, der Tag der Gottesgemeinde. Ein Sonntag fernab von der feiernden Gemeinde ist nicht erstrebenswert, ist lediglich denkbar als schmerzlicher Notfall. Der Mann des 42. Psalmes hat das erfasst, wenn er in seiner unfreiwilligen Vereinzelung, vom Heimweh nach den Gemeindegottesdiensten verzehrt, klagt: «Ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und danken unter dem Haufen derer, die da feiern.»

Ferner ist hier zu bedenken, dass jenes sonntäglich-österliche Aufatmen keine leere, sondern eine gefüllte Ruhe sein will. Eine Verarmung und Entleerung des Sonntags tritt ein, sooft wir meinen, es gehe an diesem Tag

nur um ein Sichausruhen von der Müdigkeit oder gar um ein Nichtstun. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Sonntagsruhe und Faulenzen. Um unendlich viel mehr geht es da als nur um Ruhe und Arbeit, Arbeit und Ruhe. Blosses Nichtstun wäre nicht ein grosses, sondern ein kleines, unter Umständen sogar ein sehr kleines Aufatmen. Man ist versucht, es geradezu zugespitzt so zu sagen: Wenn einer am Sonntag zehn Stunden Schwerarbeit leisten müsste, aber sein Geist würde im Glauben an Christus, der für uns das Werk vollbrachte, singen und spielen, loben und danken, und das lebendige Wort würde seine Seele füllen und der Heilige Geist würde bei ihm wohnen – dann wäre das trotzdem ein Sonntag, ein Tag des grossen Aufatmens. Wenn einer aber umgekehrt den ganzen Sonntag keinen Finger rührte, am Seestrand oder auf dem Ruhebett sich herum langweilte, oder wenn einer beim Teetisch leere, beim Biertisch lose Reden führte, dann wäre das trotz aller Untätigkeit ein sonntagsloser Tag gewesen.

So ist Sonntag nicht nur Ruhe, sondern Gottesdienst. Das grosse Aufatmen ereignet sich in jener seltsamsten von allen auf Erden denkbaren Veranstaltungen: Im Gemeindegottesdienst. Was wir Gottesdienst im engeren Sinn des Wortes zu nennen pflegen, das scheint nach der Heiligen Schrift nun eben die Form zu sein, in der man das grosse Aufatmen mit Gott hier auf Erden haben kann. Sonntag ist Gottesdienst. Ein Sonntag ohne Gottesdienst wäre kein Sonntag nach Gottes Willen.

Dabei ist zu beachten, dass Gottes Aufatmen kein stummer, sondern ein beredter Vorgang ist. Welch eine gedrückte, gespannte Atmosphäre entsteht doch schon unter Menschen, wenn sie nicht miteinander reden!, wenn sie sich nur gegeneinander ausschweigen, wenn jeder darauf warten muss, dass der andere das Schweigen bricht! Und Welch ein befreites Aufatmen, wenn es unter Menschen dann doch zum Gespräch kommt! Wo Gespräch ist, da ist Vertrauen

und Freiheit. Aber wenn das schon zwischen Menschen sich so verhält – wenn es erst Gott wäre, der sich in Schweigen hüllte! Wenn gar Gott über den Jahrhunderten und Jahrtausenden sich nur ausschwiege! Unter dem Druck solch göttlichen Schweigens müssten wir ersticken. Aber Gott hat das Schweigen gebrochen. Gott will mit uns reden, wie ein Vater mit seinen Kindern spricht, will uns mahnen und trösten. Darum steht die Predigt seines Wortes in der Mitte seines Gottesdienstes. Und wo dies Wort geschieht, da ereignet sich das grosse Aufatmen. Und wir Menschen dürfen Gott antworten, so wie ein Kind dem Vater antwortet, in Ehrfurcht und Vertrauen. Und solch kindliches Antworten ist das Gebet. Sonntag ist Gebet, ist Gebetsgemeinschaft. Wo aber eine Gemeinde in der Predigt auf Gott hört und ihm antwortet im Gebet, da ist das derart beglückend, dass diese Gemeinde nicht mehr anders kann als singen und spielen, loben und jubeln. Darum gehört auch das «Saitenspiel», die Orgel und das Lied zum Gottesdienst. Ja, Gott hat zu seinem Wort hinzu zwei besondere gottesdienstliche Zeichen gestiftet, und beide tragen deutlich die Gestalt des Aufatmens. Da ist einmal das Waschen und das Reinigen, das «Bad der Wiedergeburt», die Taufe. Darum, weil wir getauft sind, darum tragen wir am Sonntag das Feierkleid. Und dann der Tisch, das Essen und das Trinken mit Gott. Wir denken hier an den Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn: «Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an» – «und sie fingen an, fröhlich zu sein» – aufzuatmen!

So seltsam, so einzigartig sieht das grosse Aufatmen aus, das Gott seiner Gemeinde Sonntag für Sonntag schenkt: Es gewinnt Gestalt in Predigt und Gebet, in Gesang und Spiel, in Taufe und Abendmahl. Sonntag ist Gottesdienst. Dabei sind wir uns der ganzen Fragwürdigkeit dessen, was menschlich gesprochen bei unseren sonntäglichen Gottes-

dienstfeiern sich ereignet, bewusst. Wir wissen, wie oft es bei unseren Gottesdiensten kein österliches, sonntägliches Aufatmen gibt, weil es unser Wort ist, das da verkündet wird, anstatt Gottes Wort, weil wir den Leuten Lasten aufbürden und sie unters Gesetz oder unter unsere Menschensatzungen knechten, statt sie zur Freiheit Gottes aufzurufen. So kommt es, dass in unseren Kirchen die graue Langeweile hockt, dass Gräberluft und Modergeruch die Kirchenräume füllt statt Osterherrlichkeit. Darum können wir den Herrn des Sonntags nur bitten, dass er an seiner Kirche die Fenster aufreisse, damit frische, freie, starke Höhenluft hereinströme. Aber wir wissen auch, dass bei aller dumpfen Fragwürdigkeit unseres Kirchgangs der Sabbat nicht unten, sondern oben verankert ist, bei Gott. Gott ruhte am siebenten Tag und segnete ihn. Das heisst nämlich nichts weniger, als dass im Himmel Sabbat gefeiert wird. Dort ereignet sich sozusagen der Hauptgottesdienst. Was hier auf Erden geschieht, ist im günstigsten Fall ein Hereinragen von dürftigen Zeichen und Zipfeln dessen, was im Himmel vor sich geht, wo Freude ausbricht über jedem einzelnen Sünder, der hier auf Erden – aufatmet. Wenn wir etwa lesen, was der junge Jesaja im Tempel geschaut und vernommen hat, als er ausrief: «Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll» (Jes. 6), dann steigt uns eine Ahnung davon auf, was das heisst, dass hier der Prophet in Wirklichkeit teilhat am himmlischen Gottesdienst. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, was in der Weihnacht zwischen Himmel und Erde passiert, dann ahnen wir, was das heisst, dass wir hier auf Erden, in Kommunion mit den Himmlischen, miteinander, wahrhaftig miteinander! feiern. Und wenn Gott in seiner unerhörten Herablassung mit uns feiern will, wollen, können wir dann noch etwas anderes als nun auch unsererseits einstimmen in das «Heilig, heilig, heilig» der Engel?! Aus dem Leben des älteren Blumhardt erzählt dessen Sohn

eine merkwürdige Begebenheit, die uns ein wenig durchblicken lässt in den Zusammenhang, der besteht zwischen unserem Sonntag auf Erden und einem Sonntag im Himmel. Es war in den Jahren seiner schwersten Kämpfe mit der Finsternis. Da ging einst Johann Christoph Blumhardt, tief beeindruckt und niedergeschlagen durch all das Schreckliche, in das er im Kampf um die Seele jener Gottliebigen Dittus Einblick bekommen hatte, in Begleitung einiger Männer aus seiner Gemeinde in den Wald hinaus. Unterwegs formte sich im Geiste Blumhardts jener Liedervers, der in der Folgezeit bekannt geworden ist: «Jesus ist der Siegesheld, / der all seine Feinde besiegt, / Jesus ist's, dem alle Welt / bald zu seinen Füßen lieget. / Jesus ist's, der kommt mit Pracht / und zum Licht führt durch die Nacht.»

Er teilt das eben gedichtete Wort seinen Begleitern mit. Bald fangen sie an, das Lied nach einer bekannten Melodie zu singen. Und wie sie nun singend in eine Waldlichtung hinaustreten, da geschieht es, dass sie auf einmal innerwerden, wie hoch über den Baumkronen in der Luft gleichzeitig auch ein Singen anhebt. Es ist nicht das Echo, es ist ein wirkliches Singen in der Höhe, das sich mit den Stimmen der Männer vermischt. Und wie sie daraufhin nach Hause zurück kehren, durch dieses Zeichen gestärkt und getröstet, da begegnet ihnen gleich noch ein zweites Seltsames: Sie werden von der Gottliebigen Dittus empfangen mit demselben Vers, den ihr nicht ein Mensch kann mitgeteilt haben, weil ihn ja kein Mensch zuvor gekannt haben kann.

So real ist der Zusammenhang zwischen der gottesdienstlichen Gemeinde hier auf Erden und der feiernden Gemeinde im «höheren Chor». So kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dem Sonntag auf Erden ein ewiger Sabbat im Himmel entspricht. So meinte es der Mann des 84. Psalmes, als er unsere irdische Gottesdienstfeier mit dem Tempelvorhof verglich und das Bekenntnis aussprach:

«Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser denn sonst tausend;
ich will lieber die Tür hüten in unseres Gottes Hause denn
wohnen in der Gottlosen Hütten.»

Das Sabbatjahr

Nun trägt das vierte Gebot unverkennbar eine innere Dynamik in sich. Zuerst redet Gott hier den Hausvater an: «Du sollst kein Werk tun.» Dann greift er auf die anderen Familienglieder über, auf Sohn und Tochter. Auch sie sollen kein Werk tun. Darauf werden die Dienstboten einbezogen, Knecht und Magd. Auch sie sollen den Sabbat feiern. Gottes Sonntagswille erstreckt sich aber auch aufs Vieh, ja schliesslich sogar auf den Gast im Hause, auf den Fremdling. So zieht Gott mit seinem Tag von einem Punkt aus immer weitere Kreise, es will uns vorkommen, wie wenn der Stein in den Weiher fällt, der seine Ringe bildet, die schliesslich das ganze Wasser bewegen.

Aber unser viertes Gebot ist bei weitem nicht der einzige Ort, da in der Bibel vom Sabbat die Rede ist. Wer sich die Mühe nicht scheuen lässt, die zahlreichen anderen Schriftstellen zum Vergleich heranzuziehen, kann leicht feststellen, dass Gott offenbar im Sinn hat, auch beim Vieh und beim Fremdling noch nicht haltzumachen. Der Herr des Sabbats hat es ohne Zweifel über die Hausgemeinschaft der Menschen hinaus aufs Ganze abgesehen. So geht vom Tag des Herrn gleichsam ein Angriff aus, ein Angriff des Himmels auf alle Lebensgebiete, ja, nicht nur auf die menschlichen Verhältnisse, sondern auch auf das ganze Gebiet, das wir meinen, wenn wir von der Natur reden. Der ganze Erdkreis wird vom Totalanspruch des göttlichen Sonntagswillens erreicht und einbezogen.

Daher kommt es, dass die Bibel über den Sabbattag hinaus von einem Sabbatjahr spricht. Nicht nur den siebenten Tag hat Gott geheiligt, sondern nach sechs Jahren auch das siebente Jahr. Und da ist es nun überraschenderweise vor allem das Land, die Erde (diese von uns Menschen heute bis zum Verbluten ausgesaugte und ausgelaugte Erde!), die

in diesem siebenten Jahr mitfeiern soll. Das Land soll dann brachliegen. Da soll Israel ein Jahr lang sich nur von dem nähren, was die Erde Gottes von selbst hervorbringt. Nach der rabbinischen Literatur soll Alexander der Grosse den Israeliten in Respektierung dieses Sabbatjahres eine ganze Jahressteuer geschenkt haben. Ja, alle siebenmal sieben Jahre, nach 49 Jahren, soll das fünfzigste ein grosses Sabbatjahr sein. Da sollen nach Gottes Willen die sozialen Verhältnisse in dem Sinne eine durchgreifende Neuregelung erfahren, dass sowohl der Bildung von Massenreichtümern als auch der Entstehung von Massenarmut gewehrt wird. Da sollen die Volksgenossen, die durch Verschuldung in die Sklaverei herabgesunken sind, die Freiheit erlangen, und wer in den vergangenen 49 Jahren seinen Erbbesitz verloren hat, soll auf sein Vätererbe zurück kehren dürfen. Es soll ein Jahr der grossen Befreiung, Erneuerung und Wiederherstellung gottgewollter Verhältnisse sein! (3. Mose 25.)

Unser Verstand, der hier sofort sprungbereit erklären wird «unmöglich!», mag immerhin bedenken, dass den Völkern dafür zur Regelung ihrer Angelegenheiten mindestens so alle 50 Jahre ein schrecklicher Krieg möglich ist.

Als so durchgreifend und als so umfassend haben die Propheten Gottes Sabbatwillen erkannt. Im Buch Jesaja ist diese weltweite Sabbaterkenntnis niedergelegt in den Worten: «Der Geist des Herrn ist über mir, darum, dass mich der Herr gesalbt hat. Er hat mich gesandt, den Elenen zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, dass ihnen geöffnet werde, zu verkündigen ein gnädiges Jahr des Herrn.» Dies «gnädige Jahr des Herrn» soll nach der Weissagung des Propheten ein letztes, herrliches Sabbatjahr, ein ewiger Sabbat auf Erden sein.

Jahrhunderte später aber hören wir, wie Jesus zum ersten

Mal – es ist an einem Sabbat – in seiner Vaterstadt, zu Nazareth, in die Synagoge geht. Er lässt sich eine Buchrolle bringen, aber nicht wie sonst allgemein üblich eines der mosaischen Gesetzbücher, sondern diesmal das Buch des Propheten Jesaja. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, denn jedermann erwartet jetzt von ihm ein entscheidendes Wort. Und was er aufschlägt, ist eben die zitierte Stelle von der grossen Befreiung, das Wort vom «gnädigen Jahr des Herrn», das Wort vom grossen Weltsabbat Gottes auf Erden. Darauf legt Jesus das Buch beiseite, und was er hinzufügt, ist der einzige knappe Satz: «Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.»

Das aber will nichts weniger sagen als: Jenes «gnadenreiche Jahr des Herrn» ist angebrochen. Mit ihm, mit Jesus Christus, ist der grosse Sabbat vom Himmel auf die Erde gekommen und hat hier Gestalt angenommen. Wo immer Jesus fürderhin den Mund auftut, da dürfen die gekrümmten Menschenkinder hören, dass es ja Sonntag ist, unwider-ruflich Sonntag. Wo er steht, wo er geht, da werden die Menschen frei vom Dienst der Eitelkeiten und von der Knechtschaft der Mächte. Dem Täufer ruft er sogar ins Gefängnis hinein nach, er solle nur unbekümmert sein, der grosse Sabbat sei da und stehe bereits in Kraft. Wir wollen es kühn und herausfordernd sagen: Wo Christus ist, da wird künftighin Sonntag sein, und wäre es im Gefängnis, und wäre es in der Hölle. Er, Christus, ist der Sonntag, der grosse Gottestag auf Erden. Er, Christus, ist das Ende einer alten Zeit und Welt, und zugleich der Anfang einer neuen. Die Jahre, da Christus auf Erden lebt und wirkt, sind recht eigentlich Sabbatjahre. Sie sind ein einziger, ununterbrochener Sonntag. Die Zeit aber, welche die Jünger in der Nachfolge ihres Meisters verbringen dürfen, ist für sie eine einzige Sonntagszeit. Mit Christus ist das grosse Sabbatjahr Gottes auf Erden eingeläutet: «Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.»

Und nun lesen wir im Kapitel vom grossen Sabbat die scheinbar belanglose und doch nicht ganz so nebensächliche Notiz, der Gottessabbat solle jeweilen durch den Klang des Schofarhorns eröffnet werden. Dies Instrument, wir nennen es nach Luthers Übersetzung Posaune, hat in der Bibel endzeitlichen Klang. Sei es am Sinai, sei es bei der Eroberung Jerichos oder eben hier bei der Eröffnung des Sabbatjahres, immer kündet die Posaune das letzte Ende und den letzten Anfang an. Wenn der Apostel Paulus den Tag der Totenauferstehung «die Zeit der letzten Posaune» nennt, dann bekommt das Schofarhorn bei der Eröffnung des Sabbatjahres den Sinn einer gleichsam vorletzten Posaune. Es ist bezeichnend, dass Jeremias Gotthelf, dem es geschenkt war, in unvergleichbarer Weise den «Sonntag des Grossvaters» zu beschreiben, gar wohl gewusst hat, dass ein Sonntag, der so vom Glanz des unerschaffenen Lichtes übergossen ist, nur zugleich des Grossvaters letzter Tag, sein Todestag, sein konnte. Sonntage sind tatsächlich in dem Sinn immer auch «letzte Tage», dass sie eine Vorwegnahme der Ewigkeit sind und das Ende, sozusagen die Aufhebung aller Zeit, darstellen. Die letzten Berggipfel leuchten hier auf. Ein Lichtglanz zieht hier herauf, den fast nur das sterbende Auge erträgt. Man denkt hier an das Wort, das im letzten Buch der Bibel steht: «Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, ja, der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.»

Aber so weit ist es nun noch nicht. Wir feiern den Sonntag noch in dieser Zeit und Welt. Und diese Feier kann nicht anders als jetzt noch angefochten sein. Die ganze Bibel zeigt uns nämlich neben der Sonntagslinie noch eine zweite, wir könnten sie der Einfachheit halber die Werktagslinie nennen. Welt und Zeit verhalten sich dem Sabbat Gottes gegenüber äusserst spröde. Sie lassen sich den Angriff des Himmels und den Einbruch der Ewigkeit nicht

gutwillig gefallen. So möchten auch wir Menschen immer wieder lieber nicht Gottes Taten feiern, das Beweihräuchern des eigenen Werkes liegt uns näher. Wir möchten nicht den Himmel in unsere Welt hereinragen lassen, sondern lieber «eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht». – Ja, wir sind von Natur eben nicht sabbatlich, sondern tief werktätlich betont. Jener alte Handwerker hat wahr gesprochen, der erzählte, er habe als Junge einst eine blutig schwere Lehrlingszeit gehabt; aber er hätte nie gedacht, dass zuletzt, am Ende, wenn man in den Ruhestand treten müsse, noch einmal, aber diesmal eine umgekehrte Lehrlingszeit auf einen warten könnte, eine Lehrzeit nicht in den Beruf hinein, sondern aus dem Beruf heraus, und diese zweite Lektion sei die schmerzlichere. Wir schaffen von Natur gern, so ungerne der natürliche Mensch das hat, was die Bibel Sonntagsfeier nennt. Von Natur wissen wir mit den sechs Werktagen immerhin noch einiges Gescheites anzufangen, an den Sonntagen aber passieren die meisten Dummheiten, da weiss der Mensch oft nicht, wie albern er sich benehmen will.

Aber am heftigsten entbrennt der Kampf gegen Gottes Sabbat nun überraschenderweise nicht von der Welt her, sondern aus der Gegend der Kirche und der Frömmigkeit. So ist es die fromme Einrichtung, die sich immer wieder jenem weltweiten sonntäglichen Totalanspruch Gottes widersetzt. Anstatt dass in der Kirche darauf geachtet wird, dass Gottes Sabbat weitere und immer weitere Kreise ziehe, besteht hier die hartnäckige Neigung, den Gottestag einzuschränken. Wir lokalisieren ihn zeitlich und örtlich und machen aus ihm den ausschliesslichen kultischen Akt. So wurde die Kirche je und dann eine Einrichtung, die einer ständigen Feuerwache gleicht, indem sie sich zur Aufgabe macht, das heilige Feuer des Sonntags einzudämmen und unter Kontrolle zu halten, damit es nicht um sich

greife. Die gleiche fromme Zerstörung des Sonntags droht von unserer Werkgerechtigkeit her. Es ist geradezu so, dass der fromme Tatendrang mit besonderem Eifer ausgerechnet sich auf den Sonntag stürzte. Bei den Juden schon war es so, dass ihr Sabbat schliesslich dem Kern eines Abszesses glich, der alle fromme Werkgerechtigkeit anzog und sammelte, so dass schliesslich der Sabbat zur Eiterbeule wurde. Er war mit nicht weniger als 39 Vorschriften reglementiert. Blutiger konnte Gottes Sabbat wahrlich nicht verhöhnt werden. So wurde wieder einmal «Wohltat Plage», Gottes Geschenk wurde zur frommen Hochleistung und damit unfehlbar zur Last.

Schon die Propheten haben diese fromme Zerstörung des Sabbats erkannt und bekämpft. Durch viele Prophetenworte hindurch zittert der Ton der Donnerstimme eines Amos, der im Auftrag Gottes einst vollmächtig in eine gottesdienstliche Feier hineinruft: «Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie und mag eure Versammlungen nicht riechen. Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Saitenspiel (Orgelspiel!) nicht hören, spricht der Herr» (Amos 5). Ist es darum verwunderlich, dass gerade über den Fragen um den Sabbat herum sich die tiefste Kluft zwischen Jesus und seinen schriftgelehrten Gegnern auftut, dass ausgerechnet die freie und kindschaftliche Art, wie Jesus den Sabbat mit seinen Jüngern begeht, bei den gesetzlichen Hütern der Sabbatheiligung das unwilligste Kopfschütteln ausgelöst hat? So stösst ausgerechnet bei den knechtischen Frommen der welteinschliessende Sabbatwille Gottes auf granitene Widerstand. An einem Sabbat ist es, dass die Bewohner von Nazareth den Herrn des Sabbats aus der Synagoge hinaus stossen und versuchen, ihn zu töten. Einen kleinen Sonntag lassen sich beide, die Frommen und die Weltleute, zu allen Zeiten nicht ungerne gefallen. Weil aber Christus der grosse Sonntag ist, weil von ihm her der Generalangriff Gottes auf die Welt und

Zeit erfolgt, darum wird Jesus gekreuzigt.

Aber mit Jesu Kreuzigung ist Gottes Kampf um den Sonntag nicht beendet, im Gegenteil! Wenn wir recht sehen, dann ist es Paulus, der Bote des Auferstandenen, in dessen Leben und Wirken es in eigentümlicher Weise wesentlich und zentral um den gottgewollten Sonntag geht. Das war doch der ununterbrochene, zähe, um nicht gar zu sagen erbitterte Kampf des Apostels, dass immer wieder der Werktag des frommen Menschen sich vordringlich gebärdete und in die Mitte drängte, in jene heilige Mitte, wo nur ein Werk bestehen soll, das einmalige Erlösungswerk Christi. Christus «hat es vollbracht» und Christus hat «genug getan». Die Gnade genügt. Da, wo es um unserer Seelen Seligkeit geht, da kann für uns nur totaler Sonntag sein; gratis, unentgeltlich, umsonst, ohne Verdienst, als bares Geschenk gilt es hier das Heil entgegenzunehmen. Wer von der Gnade allein lebt, der hat Sonntag. Wer nicht mehr mit dem eigenen frommen Werk nachhelfen muss, der und nur der hat nicht mehr Werktag. So geht es dem Apostel Paulus Schritt auf Schritt darum, dass «wir nicht einen knechtischen Geist empfangen haben, so dass wir uns abermals fürchten müssten», sondern «wir haben einen kindlichen Geist empfangen, mit dem wir rufen: Abba, lieber Vater». Nicht mehr Sklaven, auch nicht Sabbatsklaven, sind wir. Der Herr hat uns auch, was das vierte Gebot anbetrifft, «aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt». Der Volksmund nennt etwa Menschen, die an einem Sonntag geboren sind, «Sonntagskinder». Wir zweifeln daran, dass nur schon der Umstand, dass der Kalender an einem Geburtstag Rot zeigt, die Menschen zu Sonntagskindern macht. Das aber ist gewiss: Wer das Werk Christi in der Mitte stehen lässt und wer es annimmt, dass Christus für ihn sich zu Tode gearbeitet hat, der und der allein ist ein Sonntagskind geworden.

Paulus, dessen gesamtes Wirken den einen Sinn hat, dass er

sich brauchen lässt im Kampf um einen vollen Sonntag Gottes, der uns in Christus geschenkt ist, Paulus weiss schliesslich auch um das Ende allen Kampfes und um eine Vollendung des Gottessabbats in Herrlichkeit. Zuletzt, wenn Gottes Sonntagskinder in besonders schmerzliche Trübsale geraten sind, wird einmal aller Werktag aufhören. «Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Und wer zu dieser Ruhe eingegangen ist, der ruht auch von seinen Werken, gleichwie Gott von den seinigen.» Ruhet gleichwie Gott! Das wird unvorstellbar herrlich werden. Blut, Schweiss und Tränen werden dann gestillt sein. «Gott wird dann abwischen alle Tränen von den Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein.»

Dann wird das Schofarhorn noch einmal ergehen, dann – «zur Zeit der letzten Posaune».

Das fünfte Gebot

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.

2. Mose 20,12

Die Familie

Es gibt auf Erden einen Sonntag, weil es im Himmel einen Sonntag gibt. Ist es zu kühn, wenn wir nun weiterfahren und sagen: Es gibt auf Erden Väter und Söhne, weil es im Himmel einen Vater gibt und einen Sohn? – Jedenfalls ist es kaum von ungefähr, dass im grossen Haushalt unseres Vaters im Himmel für sämtliche Personenbenennungen genau die gleichen Ausdrücke gebraucht werden, wie sie uns im Familienleben hier auf Erden vertraut sind: Vater, Sohn, Vaterhaus, Kind, Bruder, Schwester, Knecht, Magd. In seinen Abschiedsgesprächen mit den Jüngern hören wir Jesus reden von «meines Vaters Hause, in dem es viele Wohnungen hat». Wir denken an das Wort des Psalmbeters: «Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.» Und wir hören den Propheten: «Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet.» Wir erinnern daran, dass Jesus einmal anlässlich seiner Taufe im Jordan und nochmals im Verlauf der Verklärung auf dem Berg vom Himmel her angeredet wird als «Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.» Vor allem aber ist fürs Verständnis dieses fünften Gebotes bedeutsam, dass Jesus seine Gemeinde beten lehrt mit den Worten: «Unser Vater...» So ist es kein Wunder, dass Paulus an die Epheser einmal das kühne Wort schrei-

ben kann: «Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat» (Eph. 3,14-15). Diesen biblischen Befund wollen wir jetzt, da wir uns anschicken, über dies fünfte Gebot nachzudenken, keinen Augenblick aus dem Blickfeld verlieren. Was immer auf Erden den Namen Vater trägt, verdankt das dem Vater im Himmel.

Weil unser Vater im Himmel ist, weil damit der Vatername gleichsam in den Himmel geschrieben steht, weil dieser Name damit heller glänzt, als Sonne, Mond und Sterne glänzen, dieser Umstand verleiht allem, was auf Erden Vaterschaft und Mutterschaft oder gar Kindschaft heisst, jenen höheren Glanz. Es leuchtet, wenn in der Bibel von Vater und Kind die Rede ist. Wir hören den Jubel der ersten Menschen am Tage, da ihnen ein erstes Kind geboren wird. «Kaniti», ruft die erste Menschenmutter aus, «ich habe ein Männliches gewonnen». Wir denken an das merkwürdig starke Strahlen – man erträgt es heutzutage fast nicht –, das ausgeht von gewissen biblischen Worten über die Familie, über Vaterschaft und Mutterschaft: «Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben, wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat.» Oder: «Du wirst dich nähren von deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock drinnen in deinem Hause, deine Kinder wie Ölzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.» Wir sehen im Neuen Testament das Gesicht jener Mutter glänzen, die aus Stolz und Freude an ihren beiden prächtigen Söhnen nur noch einen einzigen Wunsch hat für dieselben: Dass sie im Reich Gottes zur Rechten und zur Linken Jesu sitzen möchten. Alle Wonnen eines Wochenbettes nach glücklich überstandener Geburt, alle Vaterfreuden und aller Mutterstolz aller Zeiten darf

gewissermassen als ferner Widerschein des einen Namens angesehen werden, der von Ewigkeit her am Himmel glänzt, des Vaternamens, «von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat».

Dass dieser jenseitige Glanz über unserem irdischen Vater- und Mutter-Sein liegt, hat nun aber noch eine besondere Bewandnis. Es geht da nach der Heiligen Schrift wohl immer auch um das, was wir Fortpflanzung des Menschengeschlechtes nennen. Es geht da wohl immer auch um Fleisch und Blut, um Erhaltung von Familie und Nation. Es geht immer auch um jenes Fragwürdige, das einst Bonaparte verriet, als er im Blick auf seine ehrgeizigen Pläne ausrief: «Gebt mir Mütter!», was doch heissen will, «gebt mir Kanonenfutter, damit ich mein Reich vergrössern kann.» Aber Vaterschaft und Mutterschaft, Kindschaft und Bruderschaft hat in der Bibel stets einen umfassenderen Sinn: Es geht hier um den Bau des Reiches Gottes auf Erden. Wir denken in diesem Zusammenhang an all die vielen biblischen Geschlechtsregister, die der Leser gewöhnlich überschlägt, in welchen die Namen der Männer und Frauen stehen, die das Wort vom Reich haben weiter tragen dürfen; man ist versucht, dabei Goethes Wort über die «Engel, die auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen», zu denken. Zwar sind diese Männer und Frauen in den Geschlechtsregistern alles andere als Engel, sie sind Menschen von Fleisch und Blut, aber sie dürfen durch die Jahrhunderte, von Geschlecht zu Geschlecht, die goldenen Eimer der Offenbarung, des Reiches Gottes, weiterreichen. Wir denken an jene Väter in der Bibel, die in besonders geheimnisvoller Weise «Väter» heissen, an die Erzväter, an Vater Abraham, dem Kinder verheissen sind so zahlreich als der Sand am Meer und als die Sterne am Himmel. Wir hören, wie später das ganze Volk kurzweg «Kinder» genannt wird, «Kinder Israels». Wir denken an die sehr ehrwürdige und zugleich zukunfts-geladene Vater-

bedeutung Davids, aus dessen Haus und Geschlecht einst Christus hervorgehen wird. Ja, wir beachten eine stattliche Reihe von Müttern, von Sarah über Hanna zu Ruth und bis hin zu jenem Mädchen aus den Bergen Judas, das die Mutter dessen sein darf, von dem der Prophet sagt: «Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter». Seitdem es diesen Sohn auf Erden gibt, welcher «der Sohn schlechthin» ist, liegt über allem, was Vater und Mutter, Kind, Bruder und Schwester heisst, vollends ein jenseitiger Glanz.

Ja, das Licht der göttlichen Vaterschaft ist derart froh und stark, dass es auch auf Menschen fällt, denen von Natur das Vater- und Mutter-Werden versagt ist. Vom Glanze der göttlichen Vaterschaft fällt ein gütiger Strahl auch auf Kinderlose. Der Gott, an den wir glauben, vermag «dem Abraham aus Steinen Kinder zu erwecken». Er ist somit nicht angewiesen auf Fleisch und Blut. Gar seltsam fällt einem auf, dass jene besonders gesegneten Mütter der biblischen Reichsgeschichte nicht selten von Natur ausgesprochen unfruchtbare Frauen sind. Im Blick auf dies Reich, das alle Vaterschaft und alle Mutterschaft, alle Bruderschaft und alle Kindschaft in sich enthält, einschliesst und vollendet, hören wir Christus sagen: «Wer Vater, Mutter, Sohn, Tochter verlässt um meinetwillen, dem werde ich hundertfältig wiedergeben Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Äcker und Häuser und dazu das ewige Leben.» Schliesslich ist es über die Massen bezeichnend und geheimnisvoll, dass der irdische Vater des einen Sohnes, welcher den Sohnesnamen vor allen Söhnen aller Zeiten trägt, dass Josef, der Vater Jesu Christi, nicht ein Vater nach Fleisch und Blut ist, sondern ein – Pflegevater! Ihr Pflegeväter und ihr Pflegemütter, die ihr immer nur Kinder kommen und gehen seht und keins das eure nennen dürft – der irdische Vater des ewigen Sohnes ist auch «nur ein Pflegevater» gewesen. In diesem Reichsglauben, der

alles, was Familie, Sippe und Volk heisst, einschliesst, nennt der Apostel Paulus einmal seinen gesegnetsten Mitarbeiter, Timotheus, «meinen lieben Sohn». Und den Philippnern schreibt er, dass sie für ihn sorgen wie Kinder für ihren alten Vater. Ja, Paulus schreibt einer ganzen grossen Gemeinde, den Korinthern: «Ihr habt wohl zehntausend Zuchtmeister, aber ihr habt nicht viele Väter», und er, Paulus, nennt sich den Vater dieser Gemeinde, «die ich unter Schmerzen gezeugt habe». So gross, alle irdische Blutsverwandtschaft überhöhend ist das Reich, das Christus baut.

Und nun sollen wir nach Gottes Gebot unsere irdischen Eltern ehren. Wir wissen nun, dass wir es bei Vater und Mutter nicht allein mit Fleisch und Blut zu tun haben, sondern mit unserm ewigen Vater im Himmel, mit Gottes ewigem Reich. Es ist Gott, der hier für Vater und Mutter Ehre fordert. Selbstverständlich ist das wahrhaftig nicht, wissen wir doch aus den ersten Geboten, wie eifersüchtig Gott sonst auf seine Ehre ist. So nah stehen ihm Väter und Mütter, dass er selber es ist, der für sie Ehrung fordert, dass er ihnen gleichsam einen Abglanz von dem verleiht, was sonst ausschliesslich Gottes ist. Wer Vater und Mutter die Ehre versagt, versagt sie Gott. Damit sind auch alle unnützen «Warum?» hinfällig geworden. Die ausreichende Begründung dieses fünften Gebotes besteht darin, dass es Gott so haben will, dass wir Vater und Mutter ehren.

Aber, fragen wir nun weiter: Braucht es denn solch ein Gebot überhaupt noch? Die Geschichte weiss von jenem griechisch-heidnischen Gesetzgeber Solon, der ein Gesetzbuch geschrieben hatte, in dem man nachträglich meinte eine Lücke konstatieren zu müssen, weil darin ein Paragraph über Vater- und Mutter-Mörder fehlte. Auf dieses Manko hingewiesen, soll Solon geantwortet haben, eine derartige Unmenschlichkeit gebe es auf der Erde überhaupt nicht. So sagt einmal auch der Kirchenvater Augustin, wer

seinen leiblichen Eltern nichts nachfrage, der sei «viehisch». Sollte er damit gemeint haben, das Vieh frage seinem Fleisch und Blut nichts nach, dann ist das vielleicht nicht einmal wahr. Und so stellt sich nun auch uns die Frage, ob ein solches Gebot, das Väter und Mütter gegen ihre eigenen Kinder schützt, sich nicht erübrigt hätte? Gott aber hält offenbar das fünfte Gebot für notwendig. Ja, Gott kennt die Möglichkeiten unserer Unnatur und unserer Unmenschlichkeit so genau, dass er sogar noch stärkere Gebots Worte für nötig erachtet. Gar nicht weit entfernt von den zehn Geboten heisst es: «Wer Vater oder Mutter schlägt, der soll des Todes sterben.» Und Salomo, der weise Richter und Kenner der Menschenverhältnisse gebietet: «Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen.» Solche Unnatur ist menschenmöglich, weil es menschenmöglich ist, dass wir nicht nur unseren irdischen Vater verachten und verspotten, sondern unseren Vater im Himmel. Ja, es ist so Unnatürliches menschenmöglich auf Erden, dass es Gott sogar für notwendig erachtet, im Neuen Testament nicht nur den Vater vor dem Kind, sondern umgekehrt, auch das Kind vor dem Vater in Schutz zu nehmen, denn «des Menschen Feinde sind seine eigenen Hausgenossen»: «Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn.»

Ein grausamer Wandel hat sich hier vollzogen. Statt ein Glanz der Ewigkeit liegt nun ein kalter Raureif, ein Hauch des Todes und der Schuld über aller Vaterschaft, Mutterschaft, Kindschaft und Bruderschaft. Wir beachten, wie die ersten Eltern, nachdem sie über ihren Erstgeborenen gejubelt haben, schon beim zweiten Kind offenbar keine Lust zum Jubeln mehr haben, denn sie geben ihm den Namen Habel, das heisst Hauch, Vergänglichkeit. Nun hören wir von Vater Noah, der, von Wein betrunken, durch seinen jüngsten Sohn entehrt wird (ein erster betrunkenener

Vater!). Vater Isaak wird betrogen von seinem Zweitgeborenen. Wir hören von Vater Jakob, der klagt, das Herzeleid um seine Kinder bereite ihm ein frühes Grab. Hiob rauft sich das Haar um seine Kinder. David wird vom Thron gestossen durch den Knaben Absalom. Und steht nicht auch in der Mitte des Neuen Testaments jener Vater, der zwei Söhne hatte, die ihm beide, ein jeder auf seine Art, Herzeleid bereiten? Ja, das Neue Testament weiss von einer Mutter, welcher in Aussicht gestellt ist «und wird dir ein Schwert durch deine Seele gehen»; und das Schwert wird nicht allzu lang auf sich warten lassen. Solche «Familienverhältnisse» deckt die Bibel auf, und zwar nicht etwa nur bei den Gottlosen, sondern bei den auserwählten Heiligen. Aus dem Familienparadies ist ein Meer von Blut und Tränen geworden. Nicht von ungefähr redet der Volksmund, wenn man so hinhört auf die Gespräche der Väter und Mütter über ihre herangewachsenen Kinder, fast schwermütig über Vaterschaft und Mutterschaft. Wir denken an das bekannte Wort von den kleinen Kindern, die kleine Sorgen verursachen, von den grossen Kindern, mit deren Heranwachsen auch die Sorgen gross werden. Kleine Kinder treten ihrer Mutter auf die Füsse, grosse treten ihr aufs Herz. Alt ist die Redensart von dem Vater, der besser zehn Kinder zu ernähren vermag als umgekehrt zehn Kinder ihren Vater. Vor allem viel sagend ist in diesem Zusammenhang das bitterböse «je verwandter, je verdammter». Woher diese erschütternde Wandlung? Frag nicht, warum! Das Geschlecht, das seinem Gott die Ehre nicht gibt, wird sie auch Vater und Mutter vorenthalten und hat schliesslich alle Ehrfurcht den Mitmenschen gegenüber verloren. Die Künstlerin Käthe Kollwitz, eine Frau, welche die Not der Vaterschaft und Mutterschaft mit besonders wachen Augen hat schauen müssen, hat jenes Bild der modernen Mutter geschaffen, die über ein nächtliches Schlachtfeld schreitet, und mit ihrer Taschenlampe die

Leichen, von Gesicht zu Gesicht, ableuchtet, um ihren gefallenen Sohn zu finden. Eltern Glück, was ist aus dir geworden!

Über allem verborgenen und offenbaren Familienleid aber bleibt «der Vater unseres Herrn Jesu Christi, von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat» – jede Vaterschaft! «Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.» Das ist wahr. Unser himmlischer Vater bleibt der Vater. So beobachten wir durch die ganze Heilige Schrift hindurch jenes geheimnisvolle, zähe und treue Festhalten Gottes an unhaltbaren menschlichen Familienverhältnissen. Über die Massen seltsam ist vor allem der Umstand, dass Gott nicht ansteht, auch in solch bedenkliche Familienverhältnisse hinein sein Wort und seinen Segen zu senden. Wohl «sucht Gott heim der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied derer, die ihn hassen», aber derselbe Gott «tut Barmherzigkeit über tausend Geschlechter an denen, die ihn lieb haben und seine Gebote halten». Wohl kennt Gott auch einen Vaterzorn, jedoch sein Zorn währt einen Augenblick und ewig sein Erbarmen. So gebraucht Gott Väter und Söhne, ihre Familienverhältnisse sind alles andere als ideal, zum Aufbau seines Reiches.

Und schliesslich nimmt dies väterlich treue Festhalten Gottes die Gestalt eines Menschensohnes an, die Gestalt Jesu Christi. Der Retter kommt. Und wie sieht er aus, dieser Retter? Seltsam, einer in Gestalt eines Sohnes, ausgerechnet eines Sohnes, soll unser Retter sein! Und die Rettung der Menschen geschieht so, dass da ein Vater seinen Sohn nicht verschont, sondern ihn dahingibt. In der Mitte unseres Christenglaubens steht ein Vater, der Herzeleid trägt, wie nie ein Vater es trug, und ein Sohn, der vom Vater geschlagen, gezüchtigt und gestraft wird. «Ziehe deine Schuhe aus, der Ort, an dem du jetzt stehst, ist heilig Land.» So, wie es hier am Kreuz offenbar wird, so lässt

sich der ewige Gott die Not des fünften Gebotes zu Herzen gehen. So heilig ernst nimmt Gott unser menschliches Familienleid, dass er es selber auf sich nimmt. Seither gibt es für Väter und Mütter, für Pflegemütter, die nie an einem eigenen Kind Liebe und Leid erfahren dürfen, seither gibt es für alle, die eine Familienwunde tragen, einen Zufluchtsort. Viele haben diesen Zufluchtsort gefunden. Es gibt nun endgültig und unwiderruflich einen Ort, von dem her Gesundung in die Familie kommt. Dieser Zufluchtsort in allem Familienleid und in aller Familienschuld ist das Kreuz Jesu Christi. Da ist nun einmal mehr der Gott, der sich am Eingang der Zehn Gebote vorstellt als der Befreier und Erlöser – und wahrlich nicht nur aus dem ägyptischen Sklavenhause!

Schliesslich heisst es, «auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt». Vaterschaft und Mutterschaft, Kindschaft und Bruderschaft sind in der Bibel nicht abstrakte Begriffe. Väter und Söhne haben Land unter den Füßen. Gewiss ist damit zunächst jenes eine, ganz bestimmte Land gemeint, das Gott den Ervätern verheissen hat, das Land der Väter, das «Gelobte Land». Wer den Vater nicht ehrt, der ist ein Tor, weil er ja damit immer auch das Land der Väter verscherzt und sich den Boden unter den Füßen wegzieht. Aber von diesem bestimmten «Gelobten Land» geht die herrliche Verheissung dieses fünften Gebotes aus auf die ganze Erde Gottes. So ist hier bestimmt auch Land gemeint, so wie man es im Kanton Bern versteht, und hier versteht man etwas von Land. «Auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.» Jetzt, da uns diese Verheissung von Land und Boden aus diesem Gebot so hell entgegenleuchtet, jetzt kommen uns jene leidvollen und gottfernen «Wohnverhältnisse» in den Sinn, wie sie in unseren Städten herrschen, da der verfügbare Wohnraum nach Metern gemessen wird, das Flecklein Himmel, das man erblicken

kann, nach Quadratmetern, die Luft, die man zu atmen hat, nach armseligen Kubikmetern, die Sonne, die einem pro Tag scheinen darf, nach Viertelstunden. So steht es jetzt ums einst verheissene Land. Wir denken an die üble Rolle, die längst die Niederlassungs-, ja schon die Aufenthaltsbewilligung in unseren Ländern hin und her spielt. Ja, wir denken mit Scham und Schmerz an die Hunderttausende – Gott allein kennt ihre Namen; die Engländer haben für sie eine Bezeichnung erfunden, eine schreckliche, «displaced persons» nennen sie sie – Personen, die keinen Platz haben, einfach keinen Platz mehr auf der weiten Gotteseerde. Wie weit sind wir heute entfernt von dem «Lande, in dem du lange leben dürftest»!

Aber da hinein, in derart gottlose Land- und Raumverhältnisse hinein hat der Vater seinen Sohn geschickt. In Jesus Christus sind Vater, Sohn und Land zusammengekommen. Wohl nimmt das Land ihn nicht auf. Wohl wird er schliesslich selber eine «displaced person» und muss sagen, dass zwar die Füchse ihre Höhlen haben, aber dass des Menschen Sohn nicht hat, da er sein Haupt hinlege. Wohl kommt er in sein Eigentum, und die Seinigen nehmen ihn nicht auf. Aber gerade so nimmt er den ganzen Fluch der menschlichen Landnot und Raumnot auf sich und trägt ihn. Und damit hat er diese arme Erde zum Vaterland, zum Mutterland, zum Bruderland, zum Kinderland, zum Heimatland gemacht. Im Glauben an Christus und in der Nachfolge des Gekreuzigten kann diese Erde nun wieder bewohnbar werden und kann in Erfüllung gehen das «erste Gebot, das Verheissung hat», die Verheissung, «dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt».

Der Staat

An den üblichen Deutungen unseres fünften Gebotes fällt auf, dass die Ausleger das Einzugsgebiet und den Geltungsanspruch desselben weit über die Ehrfurcht den Eltern gegenüber hinaus zu erweitern pflegen. Du sollst überhaupt alle Autoritäten ehren! Damit bekommt das fünfte Gebot Aktualität in Bezug auf die Stellung des Gläubigen zu seiner Obrigkeit. «Was will Gott im fünften Gebot? Dass ich meinem Vater und Mutter und allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue erweise – weil uns Gott durch ihre Hand regieren will» (Frage 104 Heidelberger Katechismus). Noch bündiger hören wir es in Luthers Kleinem Katechismus, der einfach von den «Eltern und Herren» spricht: «Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unsere Eltern und Herren nicht verachten und erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen und sie lieb und wert haben.»

Diese Ausweitung des Gebots bis aufs Verhältnis des Christen zum Staat ist in der Kirche nicht willkürlich vorgenommen worden. Sie hat ihren guten Grund zunächst im Wortlaut des Gebotes selber, das ja nun wirklich nicht nur vom Vaterhaus und von der Familie spricht, sondern bereits vom «Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.» Sie ist aber auch begründet in der ganzen apostolischen Art der Auslegung dieses Gebotes. Die Apostel selber haben die Ausweitung übers Elternhaus hinaus vorgenommen. Wir lesen: «Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen» (Hebr. 13,17). «Die Ältesten, die wohl vorstehen, die halte man zwiefacher Ehre wert» (1. Tim. 5,17). «Den Knechten gebiete, dass sie ihren Herren untertänig seien» (Tit. 2,9.10). «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun

wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebet Gottes Ordnung. Die aber widerstreben, werden für sich ein Urteil empfangen» (Röm. 13,1-7). «Seid untertan aller menschlichen Obrigkeit um des Herrn willen» (1. Petr. 2,13). «Tut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb; fürchtet Gott, ehret den König» (1. Petr. 2,17).

Wir verhehlen uns nicht, dass die Art und Weise, wie in der Christenheit oft und lange genug diese Stellen vom «Untertansein der menschlichen Obrigkeit» aus ihrem biblischen Zusammenhang losgelöst und angewendet wurden, nicht bedenkenlos ist und auch nicht lauter gute Früchte zeitigte. Dass es in der Kirche Christi Zeiten gab, da man Römer 13 spannungslos lehren und verkündigen konnte, als wäre das die einzige Aussage der Bibel über die Stellung der Christen zum Staat, als gäbe es nicht auch ein Kapitel Offenbarung 13, das ebensolche Beachtung heischt, hing bestimmt zusammen mit der allgemeinen Selbstzerstörung der Kirche. Wenn es wahr ist, dass Sektiererei dadurch zu entstehen pflegt, dass einzelne Sätze aus den gesamtbiblischen Zusammenhängen herausgelöst und überbetont werden, dann war die Christenheit nicht fern von der Gefahr, was ihre Stellung zum Staat anbetrifft, einer gewissen «Sektiererei» auf Grund von Römer 13 zu verfallen. Es war darum nicht verwunderlich, dass man nicht selten Christen antraf, deren Verhältnis zu ihrer Obrigkeit sich nicht mehr stark unterschied vom Verhältnis sagen wir einmal eines Japaners zu seinem Kaiser-Gott. Wenn wir da etwa lesen: «Dem Lehensherrn gegenüber muss der treue Vasall und Krieger sein Leben als nichts achten, und er kann an keinem besseren Orte sterben als vor dem Ross seines Herrn, dreimal selig ist der Krieger, dessen Leichnam von den Hufen jenes Rosses zerstampft wird» – wenn wir das in den Bekenntnissen eines Japaners (Kanso Utschimura: «Wie ich ein Christ wurde») lesen, dann erkennen wir mit Scham und Schmerz, wie nah wir

im Abendland daran waren, biblisches Untertansein mit solch heidnischem Kadavergehorsam zu verwechseln.

Die hochaktuelle Frage nach der Stellung eines Christenmenschen zu seiner weltlichen Obrigkeit kann, will uns scheinen, schliesslich durch niemanden klarer und vollmächtiger beantwortet werden als durch den Herrn der Kirche selber. Was wir im Zuge der Auslegung des fünften Gebotes zum alten Thema «Christ und Staat» anmerken können, mag darum in der Form geschehen, dass wir sorgfältig dem nachdenken, was darüber im bekannten Wort vom Zinsgroschen (Matth. 22,15-22) geschrieben steht: «Da gingen die Pharisäer hin und hielten einen Rat, wie sie ihn fingen in seiner Rede. Und sandten zu ihm ihre Jünger samt des Herodes Dienern. Und sie sprachen: Meister, wir wissen, dass du wahrhaftig bist und lehrst den Weg Gottes recht, und du fragst nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. Darum sage uns, was dünkt dich: Ist's recht, dass man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze! Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Wes ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Da sie das hörten, verwunderten sie sich, liessen ihn und gingen davon.»

Wir hätten jedenfalls dies bekannte Wort vom Zinsgroschen dann recht verstanden, wenn es am Schluss auch von uns heissen könnte: «...sie verwunderten sich, liessen ihn und gingen davon.» Wir haben es hier in der Tat mit einem verwunderlichen Wort zu tun. Was an ihm ist denn so verwunderlich?

Ist es die Tatsache, dass geistliche Würdenträger einer so durchtriebenen Verschlagenheit fähig sein können, wie das

sich hier herausstellt? Die ehrwürdigen Herren von Jerusalem greifen ihn diesmal nicht direkt an. Diesmal, mit der Frage nach seiner Stellung zum Kaiser, gilt es, ihn zu fangen. Sie schicken ihre Schüler vor. Es ist dafür gesorgt, dass auch einige Landsleute aus den Kreisen des Königs Herodes als eventuelle Zeugen zugegen sind. Eine gut abgezielte, nicht zu dick aufgetragene und darum glaubwürdig anmutende Schmeichelei leitet das Unternehmen ein: «Meister, wir wissen, dass du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Person.» Und erst jetzt kommt die heikle, die gefährliche Frage: «Sage uns, ist es recht, dass man dem Kaiser die Steuer gebe, oder nicht?» Diese Frage ist eine Doppelschlinge. Der Gefragte mag darauf antworten wie er will, in eine der beiden muss er treten. Sagt er, es sei nicht recht, dem Kaiser die Kopfsteuer zu entrichten, dann wird er es mit der römischen Staatspolizei zu tun bekommen. Sagt er aber, es sei recht, den Verpflichtungen der fremden Besatzungsmacht gegenüber nachzukommen, dann hat er im romfeindlichen Volk jegliches Zutrauen verloren. Er mag jetzt ja oder nein sagen, so steht er entweder als Staatsfeind und Aufrührer da oder dann als Volksfeind und Verräter. Fast überschlau ist sie gestellt, die Doppelfalle. Man darf sich aber über das Meisterstück klerikaler Diplomatie nicht wundern. Wenn die Kirche sich schon einmal anschickt, das hohe Spiel mit der Wahrheit mitzuspielen, dann spielt sie es jeweiligen gründlich.

Oder ist es die Art, wie Jesus sie durchschaut, als Heuchler entlarvt und heimschickt, was uns verwundert? Wie er ihnen die Antwort keineswegs schuldig bleibt und doch in keine der Schlingen tritt? Paulus schreibt einmal das Wort: «Die göttliche Torheit ist weiser denn die Menschen sind.» Hier sehen wir ein Stücklein solch göttlicher Torheit. Diese ist aller weltlichen und geistlichen Gerissenheit und

Schläue haushoch überlegen, denn die göttliche Torheit ist ohne Falsch wie die Tauben und zugleich klug wie die Schlangen. So soll uns auch die Art, wie er mit ihnen fertig wird, keineswegs wundern. Aber was ist es denn?

Das eigentlich Bedeutsame und Verwunderliche ist hier ganz einfach in jenem Wort zu suchen, welches für das Verhältnis Christ und Staat, Staat und Kirche für alle Zeiten richtunggebend bleibt: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.»

Aber eben dieses Wort stellt uns nun sofort vor einige Schwierigkeiten des Verständnisses. Man hat versucht, die Spannung, in die uns diese Anweisung als Christen sowohl wie auch als Staatsbürger beständig versetzt, zu lockern und damit zu verharmlosen. Man schlug eine Art Ausscheidungsvertrag zwischen Gott und dem Kaiser vor, damit ein schiedlich-friedliches Aneinandervorbeikommen zwischen den beiden möglich würde. Wir meinen die Lehre von den zwei Reichen, vom göttlichen und vom menschlichen Reich. Nach dieser Lehre hätte das Verhältnis zwischen Gott und dem Kaiser eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was Erzvater Abraham seinem Neffen Lot einst angeboten hat: «So scheid dich doch von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.» Nach diesem Vorschlag wären dann zwischen Gott und dem Kaiser eine Art Einflusszonen abgesteckt. Die Einflusszone Gottes wäre dann vielleicht etwa das Innenleben, der Kaiser wäre der Herr der äusseren Vorgänge. Oder Gott wäre Herr in der Kirche, der Mensch Herr im Staat. Der Mensch wäre dann wie gespalten, wie schizophoren «Bürger zweier Welten». In seinen religiösen Verrichtungen wäre er Himmelsbürger, in seinen weltlichen Hantierungen wäre er Erdenbürger. Am Sonntag gäbe er, banal gesagt, Gott, was Gottes ist, vom Montag an dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Wir geben gerne zu, dass der Vorschlag mit den zwei Reichen praktisch einleuchtend wäre. Er hat etwas von der verblüffenden Einfachheit einer Patentlösung an sich. Sollte man da nicht zugreifen? Bis ins verborgenste Gebirgstal hinein könnten dann «Kaiser und Papst» mit einem Minimum von Reibungsfläche nebeneinander leben, etwa auftretende Differenzen wären jeweils bald beigelegt, und alles kulturkämpferische Gestürm hörte dann von selber auf. Kein Wunder ist die Lehre von den beiden Reichen unserem gesunden Menschenverstand so einleuchtend!

Wenn nur Gott nicht Gott wäre! Einzig weil Gott Gott ist, scheitert unsere Patentlösung. Gott gibt sich nämlich mit einer oder mit mehreren Einflusszonen nicht zufrieden. Gott will nicht nur so ein Sonntags- und Stöckli-Bauer sein, sondern erhebt den Anspruch über den ganzen Hof. Gott denkt nicht daran, sich mit einem Departement des Inneren abzufinden, er beansprucht auch das Ministerium des Äusseren. Gott will der Herr sein, und zwar der Alleinherr über die Ganzheit der Welt. Gott sieht im Kaiser nicht seinen Partner und Regierungskollegen, sondern seinen Diener. An jener bereits erwähnten Stelle (Römer 13) heisst es dreimal hintereinander, als hätte der Apostel eben das dreimal unterstreichen wollen, von der Obrigkeit, sie sei «Gottes Dienerin». Dass dieses auffällig starke Betonen des Staates als Diener Gottes nicht im Sinne eines Pfaffenregimentes über die weltlichen Behörden darf missverstanden werden, liegt klar auf der Hand. Pfaffenherrschaft ist von Christus kurzerhand verboten: «Jesus rief sie zu sich und sprach: Ihr wisset, dass die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch. Sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener; und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht, gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er

diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele» (Matth. 20,25-28). Die starke Betonung des Dienstcharakters aller weltlichen Obrigkeit ist somit nicht eine Aufmunterung und gar ein Freibrief für pfäffische Herrschsucht, wohl aber ein aufgehobener Finger gegen alle pfäffische Liebedienerei und baalistische Willfähigkeit. Wer den Kaiser zum Herrn neben oder gar über Gott machte, der geriete in unversöhnlichen Konflikt mit dem ersten Gebot: «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben», und der bekäme steil und hart das Wort Christi gegen sich, dass «niemand kann zweien Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon», fügen wir hinzu, beziehungsweise Gott und dem Kaiser.

Aber wie, wenn Gott der Alleinherr ist – und das ist er –, kann dann umgekehrt der Staat überhaupt existieren? Wird er dann nicht einfach an die Wand gedrückt durch Gottes Totalitätsanspruch? Und kann man dann als Christ überhaupt noch Staatsbürger sein? Gerät man auf diese Weise als Christenmensch nicht in derart unlösbare Schwierigkeiten, dass entweder dem Staatsbürger, oder dann eben dem Christen über kurz oder lang «der Schnauf ausgeht»? Sind wir dann nicht vor die fürchterliche Wahl gestellt: Entweder Christ und dann nicht mehr Staatsbürger, oder dann Staatsbürger und nicht mehr Christ zu sein?

Dem wäre tatsächlich so, wenn Gott der Feind des Staates wäre, wenn Gott die Welt und den Staat hassen würde, wenn er darauf ausginge, ihre Existenz zu vernichten. Aber so steht es nicht in der Schrift. Das Gegenteil steht geschrieben: Das fünfte Gebot kommt tatsächlich auch dem Staate zugut; Gott liebt den Staat, denn Gott liebt die Welt. Wenn er es auch niemals duldet, ja in seinen heiligen Geboten eifersüchtig darüber wacht, dass der Staat nicht einfach sein gleichgestellter Partner oder gar sein überge-

ordneter Herr werde, so duldet er es doch, dass der Staat sein – Diener sei. Und Gott will auch diesem seinem Diener ein hilfreicher, ein lieber Herr sein. Er will ihm so beistehen, dass der Staat sein ihm aufgetragenes Werk – es ist das eine Art Ordnungsdienst –, dass er diesen Dienst auszurichten vermag. Darum, wenn Christus verordnet: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist», dann meint er damit auch, was er sagt, ohne Hintergedanken und ohne Diplomatie. Gebt dem Kaiser, gebt dem Staate, was des Staates ist, gebt es ihm! Werft es ihm nicht hin, so wie man einem Hund einen Wurstabfall hinwirft; gebt es ihm, er hat es nötig. Wenn er wenig braucht, so gebt ihm wenig. Wenn er mehr braucht, so gebt ihm mehr, und wenn er viel braucht, so gebt ihm viel. Und wenn er einmal all mein Hab und Gut braucht? So gebt ihm einmal auch alles. Und wenn er nicht nur euer Gut braucht, sondern gar euer Blut? – So gebt ihm auch das noch. Bis zum Gut, ja bis zum Blut kann der Kaiser fordern, bis dahin kann «es des Kaisers sein». «Jedermann sei seiner Obrigkeit untertan, die Gewalt über ihn hat.» Ohne den gottverfügten Ordnungsdienst aller Obrigkeit könnte ja auch der Christ nicht leben, weil Anarchie der Ausbruch des Chaos wäre. Die Obrigkeit ist von Gott dazu verordnet, ein Damm zu sein gegen das überbordende Böse, dass ferner sie das Gute fördere und begünstige.

Wir denken dabei natürlich in erster Linie an den Steuerzettel und an das Militärdienstbüchlein. Das sind aber nur zwei Arten, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Es gibt daneben noch viel andere Dienstwege und Möglichkeiten. Dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, heisst auch ganz allgemein, dass wir uns als Christen vor Gott mitzuverantworten haben für alles, was unser Volk tut und lässt, leistet oder verübt. Wer hier dem Kaiser vorenthält, was des Kaisers ist, der bekommt es nicht nur mit dem menschlich Übergeordneten, sondern mit Gott zu tun. Denn Gott

will, dass wir uns als Christen nicht um die Verantwortung fürs Staatswesen herumdrücken. Wenn zum Beispiel eine hoch angesehene Exportfirma schlechte oder mangelhafte Ware ausführt, dann kommt das einem Lande gegenüber, das so ganz und gar wie das unsrige auf Qualität angewiesen ist, dem wirtschaftlichen Landesverrat gleich. Eine solche Firma gäbe dem Kaiser nicht, was nach Gottes Gebot des Kaisers ist. Oder wenn der Besitzer eines stattlichen Renditenhauses die Putzfrau, die ihm nun sechseinhalb Jahre lang das ganze Gebäude von oben bis unten gereinigt hat, nachdem sie nun an der Arbeit einen Unfall erlitt, mit den Worten, «das geht mich nichts an», auf die Armenbehörden aufmerksam macht, dann gibt dieser Hausbesitzer dem Kaiser nicht, was des Kaisers ist. Wenn aber umgekehrt jener junge Berner aus dem sanktgallischen Rheintal, wo er als glücklicher Familienvater wohnt, zur Beerdigung seines Vaters nach Bern hergereist kommt und nach der Beisetzung bei den massgebenden Stellen vorstellig wird und sie bittet: «Tut doch keine Kinder mehr in die leer gewordene Wohnung meines Vaters! Ich bin in diesem Loch aufgewachsen und weiss, dass es eine Brutstätte des Elends und des Lasters ist. Ich bin ja dann schliesslich auf dem Tessenberg (Besserungsanstalt für Jugendliche) gelandet, und es ist nächst Gott dem Verwalter dort zuzuschreiben, dass ich vom Tessenberg nicht nach Witzwil (Strafanstalt) und von dort nicht auf den Thorberg (Zuchthaus) avancierte, sondern nun ein glücklicher Mensch in geordneten Verhältnissen bin; aber nun tut doch keinem Kind mehr das Leid an, dass ihr es in diesem selben Loch aufwachsen lasset, es könnte ein zweites Mal nicht mehr so glimpflich verlaufen wie bei mir» – dann hat dieser junge Feinmechaniker dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist. Er weiss sich vor Gott verantwortlich für das, was über sein persönliches Interesse hinausreicht, verantwortlich für seine Mitmenschen, für

sein Volk und Land. Er weiss etwas vom Geheimnis der Verheissung «Auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt».

Damit aber haben wir bereits angefangen, über das andere Wort zu reden: «Gebt Gott, was Gottes ist.» So geben wir nämlich Gott, was Gottes ist, so! Gewiss sollen wir Gott in eigentlichen Gottesdiensten, zu bestimmten Stunden und an besonderen Orten die Ehre geben, aber doch nicht nur dort und dann, sondern darüber hinaus immer und überall. Es ist doch nicht so, dass wir Gott das Seinige nur im heiligen Bezirk oder im frommen Winkel zu geben haben oder gar im luftleeren Raum einer wenn auch noch so frommen Theorie. Nein, wenn wir Gott, was Gottes ist, recht geben, dann geben wir es ihm auch im Alltag und auch in der Welt. Wer mithilft, gerechte Zustände zu schaffen, Recht und Gerechtigkeit zu fördern und dem Unrecht zu wehren, der gibt Gott auch, was Gottes ist. Wer sich aber in dem Sinne in frommen Extraleistungen ausgiebt, dass er gleichzeitig tut, was Gott verboten hat, der gibt Gott nicht recht, was Gottes ist, weil er dem Kaiser, was diesem tatsächlich gehört, vorenthält. Gebt im Auftrag Gottes dem Kaiser, was des Kaisers ist. So gebt ihr in rechter Weise Gott, was Gottes ist. Nicht, dass das kirchliche Leben und die gottesdienstliche Übung im engeren Sinne entbehrt werden könnten. Im Gegenteil. Dort ist und bleibt der Quellort und die Initialzündung allen Gottesdienstes. Aber wenn dort Gott recht gedient wird, dann bekommt jeweilen auch der Kaiser, was nach Gottes Willen des Kaisers ist.

Dass der Dienst am Kaiser nicht so erfolgt, als ob er ausserhalb des Herrschaftsbereiches Gottes wäre, das ist hier wesentlich. Und dass umgekehrt der Gottesdienst nicht so getan werde, als ob der Dienst am Kaiser dadurch ausgeschlossen wäre, das ist bedeutsam. Wir könnten es auch so sagen: das Reich Gottes ist das umfassendere. Es schliesst das Reich des Kaisers nicht aus, sondern ein.

Diese hochwichtige Erkenntnis entnehmen wir schliesslich der Tatsache, dass hier nicht irgendeiner, sondern Christus spricht. In Jesus Christus aber ist Gott nicht allein der Herr und Gebieter der ganzen Erde, sondern auch und vorab ihr – Heiland und Erlöser. Christus hat sein Blut vergossen für die ganze Welt, für das Äussere und für das Innere, für Leib und Seele, für Kirche und Staat. Und vor allem: Christus hat sein Blut vergossen für den – Sünder. Das ist die unerhörte Botschaft, die uns hier entgegenkommt. Christus hat den Sünder «aus Ägyptenland, aus dem Diensthause geführt». Das sei beachtet und unterstrichen: Es ist nicht Berechnung und Diplomatie, es ist auch nicht wenn auch noch so verkappte Herrschsucht, nein, es ist Christi Erlöserbarmherzigkeit, die ihn zu dem Wort veranlasst, dass man dem Kaiser geben solle, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Von hier aus könnte es uns aufdämmern, dass wir wahrscheinlich auf Grund des nun vom Kreuz her verstandenen fünften Gebotes unserer weltlichen Obrigkeit viel, viel mehr schuldig sind, als wir sonst geneigt sind anzunehmen. Steuern, Gut und Blut, mannhaftes Eintreten für Recht und Wohlfahrt, gut! Aber was sollen wir dem Staate darüber hinaus noch schulden? Wir schulden ihm das, womit die Kirche Christi steht und fällt: das Wort. Und zwar eben nicht nur das Mahnwort, sondern das ganze, das Verheissungswort und das Erlösungswort dazu. Indem wir den Staat nicht aus-, sondern in Gottes Gnade einschliessen, geben wir dem Kaiser das Beste, was wir ihm als Christen zu geben vermögen: das Wort von der Sündergnade. So verstanden, könnte gerade uns Christen die Besinnung aufs fünfte Gebot zu einem Anlass der Busse und des Umdenkens werden. Wir sind nämlich durch dieses nun christlich verstandene Gebot gefragt, ob wir uns nicht allzu lange verschanzt hätten hinter jenes falsch angewendete «Habt nicht lieb die Welt». Das heisst zwar, dass wir die Sünde

dieser Welt nicht lieben sollen. Aber das dispensiert uns nicht von der Liebe zum Menschen, der sündigt. Im Gegenteil, das heisst: habt Erbarmen mit der Welt! Schliesst sie in die Gnade ein. So wahr Christus die Welt aus seinem Erbarmen heraus lieb hat, so wahr schliesst eine gut beratene Kirche die Welt und auch den Staat in Christi Erbarmen ein. Könnte Europa so verloren sein, wie es jetzt ist, wenn ihm eine Kirche in Vollmacht zugerufen hätte, dass Christus seine Rettung sei? Könnte die Liebe in so vielen erkaltet sein, wenn wir Christen die Botschaft von der Liebe zur Welt gläubig vertreten hätten? Könnte es in der Welt so finster sein, wenn wir das grosse Licht der grossen Gnade in Kirchen und Kapellen nicht unter den Scheffel gestellt hätten? Wahrlich, Steuerhinterziehung ist schlimm, aber Worthinterziehung ist schlimmer. Die Reihe, sich zu verwundern und zu entsetzen, könnte jetzt bei uns Christen sein.

Aber nun noch zwei Fragen.

Erstens: Wie, wenn der Staat diesen einen, entscheidenden Dienst der Christen gar nicht begehrte, wenn er ihm gleichgültig wäre? Wie, wenn er sagte: Euer Steuerbatzen ist mir willkommen, euer Blut nehme ich an, ich lasse mir gern auch ein wohltemperiertes Mahnwort gefallen – aber eure Gebete? eure Fürbitte? und gar dieses Angebot einer Sündergnade? – danke schön, danke höflich! Was dann? Und wird dieser Fall nicht eher die Regel sein? Die Liebe des Christenmenschen zum Kaiser wird dann zu einer nicht erwiderten, also zu einer unglücklichen Liebe werden. Weil das in dieser Welt beinahe der Normalzustand zu sein pflegt, daher ist es zu erklären, dass die Vaterlandsliebe der Christen – rein menschlich gesprochen – einen leidenden Zug an sich trägt. Die Kirche darf, was ihre beste und eigentliche Gabe an den Staat anbetrifft, bei diesem nicht ohne weiteres Verständnis voraussetzen. Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat wird darum stets eher zurück-

haltend, ja geradezu von gegenseitiger Wachsamkeit gekennzeichnet sein. Aber nie darf das für die Kirche ein Vorwand sein, dem Staat ihre beste Gabe, ihre Grundgabe, vorzuenthalten. Das wäre schön herausgekommen, wenn der Herr der Kirche «wegen mangelnden Verständnisses» dieser Erde ferngeblieben wäre! So wahr Christus gekommen ist, trotzdem er hier nicht auf Verständnis stiess, so wahr hat die Kirche dem Staat die Sündergnade anzubieten, auch wenn sie dafür keine offene Tür findet.

Und dann die zweite Frage: Wie, wenn der Staat der besten Gabe gegenüber nicht nur gleichgültig, sondern geradezu feindselig gegenübertritt? Wenn er nicht nur die kalte Schulter, sondern die geballte Faust zeigt? Wenn er nicht höflich, sondern sehr unhöflich dankt? Wenn er überhaupt nicht mehr dankt, sondern sich das Gnadenangebot will verbeten haben? Die gewisse, stets vorhandene, aber gehaltene und verborgene Spannung zwischen Kirche und Staat bricht dann zur offenen Feindschaft auf. Die Kirche wird dann zur Märtyrerkirche. Es ist dann die Stunde gekommen, da für sie das Wort gilt, dass «man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen». Aber auch die verfolgte Kirche gibt dem Kaiser noch, was Gott will, dass ihm gegeben werde: das Wort der Gnade. Der Staat, der sich nicht damit begnügt, Diener Gottes zu sein, der Kaiser, der sich an Gottes Stelle setzt und damit das erste Gebot umstösst, ist wahnsinnig geworden, denn es ist Wahnsinn, im Frontalangriff gegen Gott vorzugehen. Der Christ benimmt sich dann seiner Obrigkeit gegenüber so, wie man sich eben zu Wahnsinnigen verhält: man leistet ihnen klugen Widerstand. Um des Wahnsinnigen selber willen, ohne Hass und Eifer, sondern aus Barmherzigkeit, nicht etwa, weil wir Christen Gottes Sache retten müssten – die ist schon gerettet –, sondern weil wir dann, sogar gegen den Willen des Kaisers, des Kaisers Sache sollen retten helfen – darum sollen wir dann der Obrigkeit widerstehen und damit

den Konflikt mit dem fünften Gebot riskieren und erdulden.

Und schliesslich noch ein Letztes.

Wenn es jeweilen so weit ist – und solch eine Stunde scheint weithin in der Welt vorhanden zu sein –, dann ist das jeweilen nicht nur ein deutliches Zeichen dafür, dass jetzt zufällig Wahnsinnige an der Regierung sind, dann ist das immer auch ein ernstes Gerichtszeichen für die Kirche selber. Das Gericht hat dann, wie es heisst, «angefangen beim Hause Gottes». Das erkennen und das zugeben, das ist dann für den Christgläubigen das eine dringliche Gebot der Stunde. Er bläst dann nicht zum Kreuzzug gegen die bösen Wahnsinnigen, sondern er beugt sich dann unter Gottes gewaltige Gerichtshand. In ihrer Demütigung geht die Kirche in solchen Zeiten so weit, dass sie dem Kaiser auch dann noch gibt, was des Kaisers ist. Das wird dann in der seltsamen Form geschehen, dass sie dann bekennt, dass Gottes Gerichte gerecht sind, dass sie dann nicht protestiert und anklagt, sondern in Scham verstummt. Mit Furcht wird dann eine wohlberatene Kirche den Grenzfall feststellen, dass der Kaiser tatsächlich zur verdienten Zuchtrute in Gottes Hand geworden ist. Für den Kaiser aber ist es wahrlich kein Schleck und Kompliment, Geisselstecken gegen die Gläubigen in Gottes Hand zu sein. Solch eine Zeit wäre auch über dem Kaiser ein Zeichen des Gerichts, wenn er es zu erkennen vermöchte. Denn Gott zerbricht jeden Geisselstecken, nachdem er damit seine Gemeinde gezüchtigt hat. Dann aber, wenn Gott daran geht, die gebrauchte Zuchtrute zu zerbrechen, dann wird der Gläubige seinem Kaiser auch in jener äussersten Grenzform noch geben, was des Kaisers ist, dass er, wenn die Wahnsinnigen nun selber ihrerseits das Henkergerüst ersteigen müssen, dass er sie dann begleitet und ihnen seine Fürbitte, sein Gnadenwort, das Gnadenbrot aufs Henkergerüst nachträgt.

Der Kaiser, dessen Bild auf jener Steuermünze steht, ist für

Israel ein fremder Räuber, wird für die Christengemeinde bald der Verfolger sein. Dieser römische Kaiser ist es, dem Christus das Gnadenangebot nicht entzieht: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.»

«Da sie das hörten, wunderten sie sich, liessen ihn stehen und gingen davon.»

Das sechste Gebot

Du sollst nicht töten. 2. Mose 20,13

Das Menschenleben

Gott sagt also ja zum Leben? Sonderbare Frage! Ist denn das nicht selbstverständlich? Aber eben, so sind wir Menschen dran: dass Gott ja sagt zum Leben, dies Selbstverständlichste ist uns nicht mehr selbstverständlich. Es liegt auf uns so etwas wie eine trotzigte Schwermut, so etwas wie eine Verzagtheit, wie ein Elendgeist. Vielleicht sind es die Ausmasse der kriegerischen Zerstörungen und Menschenvernichtungen, die in uns Zweifel daran hochkommen liessen, dass Gott nicht ein Feind, sondern ein Freund des Lebens ist. Vielleicht ist es auch ganz gewöhnliche Unwissenheit, die Tatsache, dass wir über Gott absolut nicht mehr orientiert sind. Wie dem immer auch sei, wir sollen es jetzt hören: Gott ist nicht ein Feind des Lebens, Gott ist ein Freund. Die Bibel ist voll davon, die ganze Bibel ist ein einziges Zeugnis der Lebensbejahung Gottes, ich möchte sagen: ein einziger gewaltiger Liebesbrief an seine Kreatur.

Ja, Gott ist nicht nur ein Freund, der da noch so zufällig und gönnerhaft zu unserem Leben ja sagt, Gott ist ja überhaupt der Urheber, der Schöpfer unseres Lebens. Alles Leben gehört ja recht eigentlich ihm. Wie sollte der Schöpfer sein Geschöpf verneinen! Wie konnten wir auch nur auf den absurden Gedanken kommen, dieser Vater werde sein Kind verleugnen! Gott liebt die Menschen. Gott ist gut. Ja, Gott liebt die Welt. Wenn wir das erste Blatt der Bibel aufschlagen (man kann das ja immer wieder nur in atemloser Spannung tun), dann sehen wir da, mit welch

überschwenglicher Fürsorglichkeit Gott dem Menschen seinen Lebensraum, seine Wohnung, sein Haus, seine Erde schafft und baut. Ich habe einmal einen Möbelschreiner beobachten können, der mehr als ein Jahr hindurch Feierabend um Feierabend seine Aussteuer auf die Hochzeit hin anfertigte. Wenn man von der Strasse her durchs Werkstattfenster schaute, dann sah man ein Antlitz, das nicht bloss durch das künstliche Licht von aussen her erleuchtet war, es lag auf diesem Gesicht der Glanz der freundlichen Gedanken, der es in vorausschauender Väterlichkeit von innen her erstrahlen machte. In solch vorausschauender Väterlichkeit hat der Vater im Himmel diese Welt für seine Menschenkinder erschaffen. Und dann ist der gewaltige, wahrhaft hochzeitliche Moment gekommen – es dünkt einen, des ewigen Vaters Stimme zittere vor Freude, wenn er nun sagt: Jetzt auf! Lasset uns Menschen machen! Die «Aussteuer» für die Menschen ist ja jetzt bereit. Und nun, Menschenkinder, kommt und wohnt!

Und dieser Gott sollte das Leben verneinen? Dieser sollte unser Feind sein? Gott will, dass wir leben. Weil er das will, darum sind wir überhaupt da. Und nicht nur so allgemein, dass Menschen auf der Erde leben, Gott will, dass du, und du, und du lebst. Wer jetzt zwanzig Jahre gelebt hat, wer jetzt vierzig Jahre, wer siebzig Jahre gelebt hat, so deswegen, weil es Gottes Wille war. Ja, was überhaupt an Lebenswillen in uns Menschen vorhanden ist, etwa die überaus seltsame Tatsache, dass Kranke gesund werden wollen, oder dass Mann und Frau Nachkommen begehren, ja dass auch noch Sterbende mit allen Fasern ihrer Seele an ein vielleicht sehr elendes Restchen Lebensmöglichkeit sich anklammern – all dieser geheimnisvolle Lebenswille kommt daher, weil Gott will, dass wir leben.

Von der Tatsache her, dass Gott der Schöpfer ist, ahnen wir überhaupt, was «Leben» ist. Wenn man nämlich anfängt, darüber nachzudenken, was es ums Leben überhaupt sei,

dann ist die Frage von uns aus gar nicht so leicht zu beantworten. Wir können lediglich feststellen, ob und wie lang ein Mensch Leben hat oder auch nicht mehr hat. Da bückt sich ein Vater, der mit seiner Tochter eine Bergtour unternimmt, über den Rucksack, um darin seine Taschenlampe zu suchen. Die Tochter hört den kurzen Laut: «Oh» und sieht den Vater vornüber zusammensinken. Das Leben, was einen Augenblick zuvor der liebe Vater war, ist nicht mehr da. Dort geht einer am Silvesterabend aus seinem Hotelzimmer noch hinunter zu den Gästen, steckt sich eine Zigarette in den Mund, bietet einem Bekannten auch eine an, und während er dem anderen das brennende Streichholz hält, sinkt er zusammen und ist auf der Stelle tot. Was eben noch bei ihm war, das Leben, ist nach dem Bruchteil einer Sekunde nicht mehr bei ihm. Was aber ist es, was jetzt da ist und jetzt nicht mehr? Es ist schwer zu sagen. Es gibt nur eine Antwort, die uns einigermaßen sinnvoll scheint: Das Leben ist die geheimnisvolle Gabe aus der hohen, unsichtbaren Hand. Es gehört Gott. Der Schöpfer schenkt es. Es ist somit anvertrautes Gut für jeden, der es besitzen darf. «Gott kann es geben, Gott kann es nehmen, der Name des Herrn sei gelobt» (Hiob). Und Gott behält sich dieses Recht, Leben zu nehmen und Leben zu schenken, allein vor. Kein anderer darf ein Leben, das Gott geschenkt hat, dem Beschenkten wegnehmen. Das wäre nicht nur Raub an diesem Menschen, sondern Raub an Gott. Ja, auch der Beschenkte selber darf mit seinem Leben nicht anfangen, was er will; hat er sich doch sein Leben nicht selber gegeben, so darf er es sich auch nicht selber nehmen. Keiner hat das Recht, wegzuworfen, was der Schöpfer ihm gegeben hat. Denn Gott sagt: «Du, wer immer du seist, du sollst nicht töten.» Aus einem heiligen Lebenswillen heraus hat Gott mit diesem sechsten der Gebote gleichsam einen heiligen Schutzgürtel um das Leben herum gelegt, um jedes Leben, auch ums eigene des

Trägers selbst.

Über den Abschuss der ersten Atombombe auf Hiroshima wird von einem der Teilnehmer an jenem Todesflug eine kleine, seltsame Einzelheit erzählt. Von der ganzen Besatzung wussten nur drei Personen genau, um was es ging, ein Hauptmann, ein Major und der Berichterstatter. Den übrigen Teilnehmern war lediglich bekannt, dass eine neuartige Waffe sollte ausprobiert werden. Da, um 9.15 Uhr, als jener weisse Blitz aufzuckte, der 100'000 Menschenleben vernichten sollte, da eben sei das Merkwürdige geschehen, dass mehrere Besatzungsmitglieder wie aus einem Mund in den Ruf ausbrachen: «Mein Gott!» Es wird ja schwer festzustellen sein, was die verschiedenen Männer bei diesem Aufschrei empfanden oder gar dachten. Das aber ist gewiss: wo Menschen getötet werden, da geht es tatsächlich nicht um Menschen allein, da geht es um Gott, um den Gott, dem alles Leben gehört. Einen Augenblick, nachdem jener Major auf den Todesknopf gedrückt hatte, musste seltsamerweise auch schon der Ruf an sein Ohr dringen: «Mein Gott»! Wo immer ein Mensch tötet, da ist er, zusammen mit seinen Auftraggebern, augenblicklich vor Gott gestellt, da hat er und da haben diejenigen, die ihm den Befehl erteilten, sich vor Gott zu verantworten, vor dem Gott, dem das Leben gehört, und der darum jedem, sei es immer wer er wolle, gebietet: «Du sollst nicht töten.» So ist es von jenem ersten Menschen an, der einen anderen Menschen tötete. Kain wird zur Verantwortung gezogen. Er wird unverzüglich nach vollbrachter Tat gefragt, wo Bruder Abel sei – und er muss antworten. Vergossenes Menschenblut bekommt eine Stimme, einen Mund. Es schreit von der Erde zu Gott. Und Gott hört es schreien und ruft den Täter heraus, denn Gott sagt: «Du sollst nicht töten.» Es mochte etwas von dieser Stimme des Blutes, das zum Himmel schreit, gewesen sein, das jenen so schrecklich Beauftragten in jenem Moment den seltsamen Ruf entlockte: «Mein

Gott!» Denn Gott will, dass wir leben, Gott will nicht, dass wir töten: «Du sollst nicht töten.»

Ja, der Glanz der Barmherzigkeit, der von diesem sechsten Gebot ausgeht, sendet seine Strahlen sogar weit übers menschliche Leben hinaus aufs Leben aller Kreatur, auf die Pflanze, aufs Tier, auf die Erde selbst. Es sind Anzeichen vorhanden, dass dem Menschen das Töten von Tieren erst nach der Sintflut erlaubt worden ist. Um des Menschenherzens Härte willen hat dann nach der Flut Gott zu den Menschen gesagt: «Furcht und Schrecken vor euch sei über alle Tiere auf Erden und über alle Vögel unter dem Himmel, über alles, was auf dem Erdboden kriecht, und über alle Fische im Meer» (1. Mose 9,2). Etwas von dieser Ehrfurcht auch dem tierischen und pflanzlichen Leben gegenüber glänzt und leuchtet durch die ganze Bibel immer wieder auf. Wir haben gehört, dass Gottes Sabbatwille sich auch aufs Vieh erstreckt: «Da sollst du kein Werk tun – noch dein Vieh.» Wir hören den Weisen des Alten Testaments sagen: «Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs» (Spr. 12,10). Wir vernehmen die auffällige Vorschrift: «Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden» (5. Mose 25,4). Der dreschende Ochse soll nicht die Tantalusqualen erleiden, dass er zwar das Futter so nah erblickt und vor allem so stark riecht, wie das beim Dreschen der Fall zu sein pflegt, und er selber soll nicht einmal ein Maul voll davon erwischen können. Darum soll man ihm keinen Maulkorb anziehen. Ja, im fünften Mosesbuch steht das gewaltige Wort: «Wenn du eine lange Zeit vor einer Stadt liegst, um sie einzunehmen, so sollst du ihre Fruchtbäume nicht verderben, indem du die Axt wider sie schwingst. Nur Bäume, von denen du weisst, dass man nicht davon essen kann, die magst du umhauen und Bollwerke daraus machen» (5. Mose 20,19.20). So legt Gott seinen barmherzigen Schutzgürtel um alle Kreatur. Wie gründlich aber ist uns diese Ehrfurcht vor dem Geschaffe-

nen abhanden gekommen, uns, die wir damit umspringen je nach Willkür und Rendite! Das vorläufig absehbare Ende dieser Ehrfurchtslosigkeit dem Geschöpfe gegenüber war im ersten Weltkrieg das «Niemandland», im zweiten die «verbrannte Erde», und für den kommenden Krieg spricht man bereits von radioaktiven Gewässern, in denen kein Fischlein mehr zu leben vermag, von radioaktiver Erde, in welcher kein Würmlein mehr kriechen wird. Ja, freche Gedanken versteigen sich bereits bis dorthin, wo man sagt, es werde möglich sein, die Erde in einen sonnenähnlichen Zustand zu versetzen. So weit sind wir weg von dem Gott, der verordnet: «Wenn du eine Zeitlang vor einer Stadt liegst, um sie zu erobern, dann sollst du die Fruchtbäume des Feindes nicht umholzen –.» Gott aber will, dass wir leben, auf seiner Erde leben, die er als Aufenthaltsort für Menschen erschaffen und eingerichtet hat. Gott will, dass die Erde für Menschen und Tiere bewohnbar bleibe, solange sie steht. Wenn man durch trostlose Ruinengebiete geht, dann kann einem wie ein letzter Halt jenes Wort in den Sinn kommen, das der Schöpfer nach der Sintflut den Überlebenden zuruft: «Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.» So umschliesst Gottes heiliger Schutzgürtel alle Kreatur. So gilt auch den Tieren und Pflanzen gegenüber noch das Gebot: «Du sollst nicht töten.»

Wenn aber Gott sogar der Pflanze und dem Tier einen gewissen, wenn auch beschränkten Schutz des sechsten Gebotes zuspricht, wie hoch muss dann erst der Wert sein, den er einem jeden einzelnen seiner Menschen zuspricht! Weit, weit sind wir aber auch da im Wissen um den Wert, den Gott dem Menschen gibt, von Gottes heiligem Lebenswillen abgerückt; so weit weg, wie man mit einem Schiff aufs Meer hinausfährt, bis dass man die Küste nicht mehr sieht. Es war nach dem ersten Weltkrieg, als unser

paar Studenten einmal eine Führung mitliefen, die durch die so genannten Folterkammern in Nürnberg veranstaltet wurde, einer Art Museum mittelalterlicher Folterwerkzeuge. Es war viel Volk dabei, auch Frauen und Kinder. Eben war die Schar der Besucher beim «Schwert des Scharfrichters von Nürnberg» angelangt, einem riesigen Zweihänder. Die Führung erklärte mit eintöniger Stimme: Ein Schwert, das 400 Jahre lang immer der gleichen Scharfrichterfamilie anvertraut war. Und in diesen 400 Jahren sind durch dies Schwert nicht weniger als 800 Menschen enthauptet worden. Die erwachsenen Teilnehmer an jener Führung konnten ihre geringschätzigte Enttäuschung über die Niedrigkeit dieser Zahl beherrscht verbergen. Im Weiterstreiten aber zupft ein Kleiner seine Mutter an der Schürze und ruft mit hellem Stimmchen etwas ärgerlich, gelangweilt heraus, was alle dachten: «Mamma, 800, das ist ja nichts!» Was waren 800 Menschenleben noch nach dem ersten Weltkrieg! 800 Menschen, von Gott erschaffen! 800 Menschen, die unter dem heiligen Schutz des Gebotes stehen: «Du sollst nicht töten.» Wie weit es mit der Abwertung nicht des Geldes, sondern der Menschenleben dann erst nach dem zweiten Weltkrieg gekommen war, das verriet zwanzig Jahre später ein anderes Kind. (Oh, Kinder wissen hier Bescheid!) Einer Konfirmandenklasse wurde die Frage vorgelegt, wie viel Wert ein Mensch habe. Darauf meldet sich ein Junge mit der verblüffenden Antwort: 22 Franken 50 Rappen. Nach den Hintergründen seiner Antwort gefragt, erklärt er, sie hätten das letzthin im Anatomie-Unterricht gehabt. Wenn man am Menschen alles verwerte, Fleisch und Knochen, Haut und Haare, die Zähne nicht zu vergessen, dann ergebe das nach den geltenden Tagespreisen genau 22 Franken 50 Rappen. So redet ein Lehrer, und so redet ein Sekundarschüler im Zeitalter der «Tötung lebensunwerten Lebens». Die Alten denken es, und die Jungen sprechen es aus: Der Mensch ist

so viel wert, als er nützt. So redete unsere ganze Gesellschaft längst zuvor, bereits im Zeitalter der Arbeitslosigkeit, als ein Mann, weil er vierzig Jahre alt war, für unnütz erklärt und zum alten Eisen geworfen wurde. Solche Wertung und Abwertung des Menschen ist nicht das oft im heissen Zorn verübte Verbrechen von Mördern und Zuchthäuslern, sondern das ist das eiskalte Verbrechen eines eiskalten Gelddenkens eines ganzen eiskalten Geschlechts. Das eiskalte Börsendenken des Mannes, der um Gewinnes willen eiskalt über Leichen schreitet und am Abend im trauten Familienkreis mit Zucker und Zimt versüsste Reispappe isst. Schon das ist Mordgeist, wenn das Rechnen in der Schule an die erste Stelle rückt. Ja, in jeder Stube, die vom Geist des Nutzens und der Rendite beherrscht wird, ist Krieg in Vorbereitung. «Weh dem Menschen, der den Armen um ein Paar Schuhe verkauft» (Amos). Das müssen wir, muss unser Geschlecht, neu buchstabieren lernen. Ja, wenn man eine Waage konstruieren und in die eine Waagschale sämtliche Börsenwerte der Welt und in die andere ein einziges Menschenleben legen könnte, dann würde die zweite Schale nach der Wertung, die bei Gott gilt, das Übergewicht bekommen, heisst es doch: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!» (Matth. 16,26). So lässt Gott es nicht zu, dass ein Geschlecht ungestraft den Nutzen höher schätzt als die Würde dessen, der Menschenantlitz trägt.

Aber wie, wenn wir das alles nun ja wohl einzusehen beginnen, unsere mörderische Überschätzung der Dinge und Unterschätzung der Menschen, unsere gottlose Zerstörung der Erde und unser selbstmörderisches Spiel mit der Atombombe? – Wie, wenn wir das alles wohl einsähen, aber diese Einsicht könnte uns nicht helfen, sie würde uns nur noch tiefer niederdrücken, noch schwermütiger und nur noch abgestumpfter werden lassen? Wie, wenn uns dabei

nur noch dunklere Tatsachen in den Sinn kämen, die sich nicht draussen in Wirtschaft und Politik, sondern drinnen in Familie und Ehe ereignen, über die man sonst mit keinem Menschen spricht, die man höchstens in äusserster Bedrängnis dem Arzt anvertraut und vielleicht dem lieben Gott? – Wir meinen jetzt jenes heimliche Töten, die heimliche Feindschaft gegen das Leben, die entsetzliche Todesangst vor der Fruchtbarkeit im Mutterschoss. Vorgänge, über die man nicht reden kann, ohne an hundert vergiftete Wunden zu rühren, tiefe Verwundungen, die nie verbunden, nie gereinigt, nie gepflegt wurden und die verborgen im Leib und in der Seele schwären bis zum letzten Lebenstag! Die Tatsache, dass unsere allgemeine Lebensmutlosigkeit so weit fortgeschritten ist, dass wir es überhaupt nicht mehr wagen, uns fortzupflanzen, Kinder auf diesen Planeten zu setzen und Nachkommen zu haben. Wie, wenn die Selbstverneinung so weit ist wie bei jener kinderlosen älteren Ehefrau, die Gott dafür dankt, dass sie kein Kind hat, «weil ja mein Kind doch nur meinen harten, bösen Kopf oder die allzu durstige Kehle seines allfälligen Vaters geerbt hätte»? Wenn wir diesem grauen Faden entlang weiterdenken, dann wird uns das sechste Gebot zur Verzweiflung treiben – oder aber – gibt es da noch eine andere Möglichkeit? Es gibt keine andere als die Verzweiflung. Aber wer am sechsten Gebot zu Christus hin verzweifelt, der soll getrost verzweifeln. «Mein Gott», haben jene Männer geschrien im Augenblick, als sie das sechste Gebot hunderttausendfach übertraten. Wir mögen dies Gebot betrachten, von welcher Seite wir wollen, immer wird es uns den Ruf nach Gott den Schrei nach dem Erlöser abnötigen. Dieser Schrei aber, wo und wann immer er ernstlich ergeht, wird vernommen. Es ist der gleiche Gott, der gebietet, dass man nicht töten soll, und der den Erlöser in die Welt sendet, weil er weiss, dass diese Welt sonst verloren ist.

So stehen die Dinge. Gott will zwar, dass wir leben. Wir Menschen aber haben Angst vor dem Leben, weil wir Angst haben vor Gott. Wir sind des Lebens überdrüssig und müde, wir hassen, wir verneinen, wir zerstören es und werfen es weg und übertreten so hunderttausendfach den heiligen Schutzgürtel des Gebotes. Wird Gott in Anbetracht dieser Sachlage auf seinen Lebenswillen, den er für uns hat, verzichten? Wird Gott müde werden und nachgeben in seinem heiligen Kampf um unser Leben? Wer wird stärker sein, Gottes Lebenswille oder menschlicher Vernichtungswille? Gott wird hier unnachgiebig sein. Sein Lebenswille wird stärker sein und obsiegen. Es gibt dessen einen Beweis. Gott wird selber ein Menschenleben annehmen. So unbeugsam ist sein Wille zum Leben, den er für uns hat. Er kommt und lebt selber auf diesem Planeten ein Menschenleben. Der Menschgewordene, Christus, ist Gottes Ja zum Leben. Alle menschliche Lebensverneinung wird dagegen nicht aufkommen. Bei diesem Ja bleibt's. Das sei uns für heute Grund genug zum Danken – Danken – Danken –.

Der Völkerfriede

Gott will, dass der Mensch lebt. Diese Botschaft von Gottes unnachgiebigem Lebenswillen hat uns froh gemacht. Aber während wir nach Hause gingen, meldeten sich allerlei Gedanken, Bedenken und Fragen, die jetzt noch Antwort heischen. Wir möchten nämlich nicht nur halb, wir möchten ganz und für immer froh werden darüber, dass Gott unser Leben will. Eine Frage hat uns weiterhin bewegt und hat unsere Freude und Zuversicht gedämpft, die Frage, wie es denn stehe um den Krieg. Als vor ein paar Tagen die Zeitungsverkäuferin einem Passanten über die Strasse hin zurief: «Der Winter kommt bald; es liegt Schnee in der Luft; riechen Sie es nicht auch?», da konnte man denken: Schnee wäre ja nicht das Schlimmste, was in der Luft liegen kann. Es liegt noch anderes in der Luft. Ich habe einmal gelesen, dass in den Kohlenbergwerken, bevor jeweilen die so genannten «Schlagenden Wetter» ausbrechen, eine Atmosphäre vorausgeht, die der geübte Bergmann wahrnimmt, und wenn er sie noch rechtzeitig beachtet, so kann er jeweilen dem Unglück noch entrinnen. Es geht auch dem Krieg jeweilen eine Todes-Atmosphäre voraus. Die Luft ist dann voll von Krieg. Die Westwinde und die Ostwinde riechen dann nach Krieg, und die Zeitungsfrauen, welche die Nachrichten aus aller Welt feilbieten, könnten den Passanten ebenso zurufen: «Es liegt Krieg in der Luft; riecht ihr es denn nicht? Atomkrieg!» Dass immer wieder nicht Friede ist auf Erden, dass es immer wieder nach Krieg riecht in der Weltgeschichte, diese Tatsache bedrängt uns hart. Da will es wieder vorbei sein mit der Freude, will wieder finster werden und kalt, und der Zweifel regt sich mächtig und fragt: Will Gott wirklich, dass wir leben? Oder will er, dass wir Menschen alle miteinander wie die Mäuse bei Hochwasser ersaufen? Und da hören wir: Gott will nicht Krieg. Gott sagt deutlich:

«Du sollst nicht töten.» Und das gilt. Ohne Wenn und ohne Aber gilt es: Gott will, dass wir leben.

Wenn der Winter kommt und wenn Krieg kommt, dann ist das eben zweierlei. Der Winter ist ein Naturereignis; er kommt unaufhaltsam, wenn die Saison, wenn die Jahreszeit dafür vorhanden ist, wir Menschen können da nichts dafür und nichts dagegen tun. Aber der Krieg, ist der kein Naturereignis? Gewiss, aber anders. Der Krieg stammt aus der Natur des Menschen, aus unserer Natur: aus Städten und Dörfern steigt er auf, aus Arbeitsplätzen und Vergnügungslokalen, aus Villen und Hütten, kurz, aus unseren Herzen, aus unserer Natur. Darum ist Krieg Schuld. Mit anderen Worten: Wenn der Winter kommt, dann liegt das in Gottes Entscheid und Verantwortung; aber wenn Krieg kommt, dann sind wir verantwortlich dafür, und alles Hadern mit Gott über den Krieg ist letztlich doch nur ein unanständiger Versuch, die Frage der Schuld an den Kriegen von uns auf Gott abzuwälzen. Gott will nicht Krieg. Krieg ist nicht Schicksal, sondern Schuld. Wir haben es schwarz auf weiss; es steht in den Zehn Geboten: Du sollst nicht töten. Gott will, dass wir leben.

Aber wenn wir nun verantwortlich sind – und wir sind es! – was sollen wir denn tun, damit es nicht Krieg gibt? Darüber hat letzthin einer in der Strassenbahn eine Rede gehalten. Er sprach sehr laut und zwang die Mitfahrenden, ihn abzuhören. Ihr Sinn war: Wenn alle Menschen miteinander kein Gewehr mehr anrührten und wenn alle wie ein Mann nein sagten zum Krieg, dann gäbe es keinen mehr. Das tönt einfach, fast zu einfach. Gewiss, wenn alle Menschen nicht Krieg führten, dann gäbe es nicht mehr Krieg. Wenn – ja eben, wenn, «wenn das Wörtlein 'wenn' nicht wär'...!» Aber gesetzt den Fall, dieses Wenn würde tatsächlich einmal eintreten, jeder würde sich weigern, zu marschieren. Oh, das wäre ein Tag! Aber – wäre dann kein Krieg? Wenn dennoch die Kriegs Atmosphäre vorhanden wäre? Wenn die

Temperatur auf Herzenskälte stünde? Wenn die Luft dick wäre von Lieblosigkeit und geschwängert von Hass? Wenn das Unrecht überhand genommen hätte und die Liebe in vielen erkaltet? Was nützte dann das Nein zum Krieg? Aus dem Nein entsteht kein Friede. Ein Nein trägt den Tod im Topf. Es müsste da ein Ja her. Wir hätten seit Jahrhunderten Zeit gehabt zu diesem Ja. Warum sprachen wir es nicht? Warum schlagen wir denn einander immer wieder tot, und von Jahrhundert zu Jahrhundert gewaltiger, gründlicher und umfassender?

Bleibt also immer alles beim Alten? Oder ist am Ende das Ja gesagt worden, das entscheidende Wort gefallen, und wir haben es nur nicht gehört? Das Ja ist tatsächlich ergangen, nicht von uns Menschen, wohl aber von Gott. Und wie menschlich-greifbar und zugleich wie göttlich geheimnisvoll ist dieses Gottes-Ja! Gott will, dass der Mensch lebt. So haben wir es bis dahin immer gesagt. Dabei war uns nicht recht geheuer. Wir trauten dem nicht so ganz. Es hing wie in der Luft. Es schien uns fast zu schön, um wahr zu sein. Aber jetzt dürfen wir ein weiteres hinzufügen. Wir wagen es, dürfen es wagen, es ist uns geboten, es auszusprechen: Gott will nämlich nicht nur, dass der Mensch lebt, sondern Gott will – was auch unsere kühnsten Erwartungen übertrifft und unsere verwegenen Träume in den Schatten stellt – Gott will, dass der sündige – der sündige! – Mensch lebt.

So zäh und von einer solchen Unnachgiebigkeit ist Gottes Lebenswille, dass er sich nicht damit abfindet, dass der Mensch nun einmal ein Sünder ist, weder ja noch nein zu sagen vermag und weder imstande ist, den Frieden zu schaffen, noch den Krieg zu verhindern. Gottes Ja zum Menschen umfasst die Sünde mit, rechnet den schuldhaften Zustand des Menschen mit ein. Durch die Sünde, durch die Hölle hindurch kommt das Gottes-Ja zu uns. Gott ist zum Äussersten entschlossen, uns sündige Menschen leben zu

lassen – und siehe! er tut dieses Äusserste. Sein Äusserstes besteht darin, dass er sich töten lässt. Der Gott, der sagt: «Du sollst nicht töten», lässt es drauf ankommen, dass er getötet wird.

Damit stehen wir vor dem Geheimnis aller Geheimnisse: In der Mitte des Christenglaubens, zu dem wir uns bekennen, wird das sechste Gebot einmalig und beispiellos übertreten. Eine Bluttat ohne Vergleich macht die heilige Mitte unseres Glaubens aus. Es fließt hier Blut, wie es vorher und nachher nicht floss. In der Mitte unseres Glaubens steht das Kreuz, heisst es «gelitten, unter Pontius Pilatus gekreuzigt, getötet und begraben». Und der hier Sterbende sagt: «Es muss also geschehen.» Warum «muss es also geschehen»? Weil der Mensch der ist, der er ist, der Nachkomme Kains. Da, dem Kreuz gegenüber, kommt es einmalig und beispiellos aus, wie der Mensch dem sechsten Gebot gegenüber dran ist. Wir begnügen uns nicht damit, dass gestorben wird, wir töten. Nicht genug, dass es zu Friedenszeiten allgemein verabscheute Mörder gibt, wir organisieren den Massenmord und führen Krieg. Das Kreuz bringt es an den Tag, wer wir sind.

Aber da vor dem Kreuz kommt es ebenfalls an den Tag, dass Gott das Leben des Mörders will und nicht dessen Tod. Vorzeichen dafür, dass Gottes Lebenswille so ganz und radikal ist, zeigt uns schon das Alte Testament. Dort, wo der erste Mensch das sechste Gebot übertritt, bei Kain, heisst es, der Mörder habe sich nach vollbrachter Tat gefürchtet, er könnte nun selber auch getötet werden. Und da habe Gott gesagt, es dürfe niemand Hand an ihn legen: «Die Rache ist mein, ich will vergelten.» Und dabei habe er dem ersten Menschenmörder ein Zeichen auf die Stirn gesetzt, ein Schonungszeichen. Wir wissen nicht, wie dies Zeichen aussah. Wir wissen nur: Das hat der Gott getan, der will, dass sogar der Mörder lebt, der Gott, der nicht will, dass der Sünder stirbt, sondern dass er lebe und sich

bekehre. «Die Rache ist mein, ich will vergelten.» Dies Wort ist dann am Kreuz statt an uns an Christus in Erfüllung gegangen. Man hat schon gehört, dass eine Mutter, ein Vater für ihr Kind, dass ein Freund für seinen Freund das Leben liess. Da am Kreuz ist Lebensrettung ohne Beispiel und Vergleich. Da ist der sterbende Lebensretter. Weil Gott durch Schuld und Hölle hindurch will, dass seine Kinder leben, darum «muss es also sein», dass sein Sohn für den Sünder stirbt.

Aber nun, wie sieht das Leben solch eines Sünders aus, der zum Tode verurteilt wäre und stattdessen zum Leben begnadigt ist? Es sei hier in aller Kürze dreierlei angedeutet: Der Mensch, der nun um Christi willen leben darf, hat Frieden, ist tapfer, und hat eine Hoffnung.

Er hat Frieden. Wie sollte er nicht Frieden haben! Der da am Kreuz hat ja die Sünde getragen, die Strafe gelitten, den Fluch übernommen; die ganze Sünde – den ganzen Fluch – die ganze Strafe – aller Menschen aller Zeiten, aller Einzelner und aller Völker. Die ganze Todesatmosphäre, die auf unseren Dörfern und Städten lastet, ist von hier aus entgiftet, gleichsam absorbiert und aufgesogen. Ich habe mir einmal sagen lassen, dass, wenn ein Zimmer noch so dick voll Rauch sei, dann genüge es, dass man eine Kerze entzündet, und der ganze Rauch werde durch die stille Flamme dieser einen Kerze weg gebrannt. So brennt der am Kreuz den ganzen Sündendunst, die ganze Sündenatmosphäre der Welt weg. Aber nicht naturhaft, nicht gleichsam von selbst. Es geht da durch den Glauben hindurch. Bringen wir ihm gläubig unsere Sünde, ein jeder die seinige, so wie Kinder ihr zerbrochenes Spielzeug vertrauend dem Vater bringen. Bringen wir sie ihm, er wartet darauf. Bringen wir ihm all die Menschen, die wir mit Worten getötet, mit Schlag-Worten erledigt haben. Von einem Seelsorger im Schwabenland wird gesagt, dass er in seinem Sprechzimmer, dort, wo er die Leute zu empfangen

pflegte, mit grossen Buchstaben an die Wand geschrieben hatte: «Du sollst nicht töten.» Der hat gewusst, dass man auch mit der Zunge töten kann. Bringen wir sie ihm, all unsere Todesopfer, die wir mit Blicken erledigt haben, mit neidischen, mit verächtlichen, mit unsauberen, mit hochmütigen, mit kalten Blicken. Bringen wir sie ihm, unsere Herzen voll alten Grolls, unsere harten Herzen, die ja lieben möchten, aber längst nicht mehr lieben können, weil sie zu hart und unversöhnt sind, und unsere engen Herzen, voll von Richtgeist, voll von Menschenverachtung. Bringen wir sie ihm, die Todesopfer, die wir im Rennen nach Geld, Ehre und Macht schon zur Strecke gebracht haben. Und bringen wir sie ihm, die Menschenleben, die wir im Mutterschoss umgebracht haben, die Abgetriebenen. Und bringen wir ihm auch die Menschenleben, die wir gar nicht haben werden lassen, die Kinder, die wir nicht auf dem Kissen, wohl aber auf dem Gewissen haben. Bringen wir uns selber ihm. Hier ist Friede, hier ist Versöhnung. Blutrot ist im Lichte des sechsten Gebotes unsere Sünde. Hier soll sie schneeweiss werden. So radikal will Gott, dass der Mensch, dass der Sünder lebe.

Und der Sünder, der um Christi willen leben darf, hat Mut, Tapferkeit, Courage. Es hat mit dem christlichen Mut eine eigene, geheimnisvolle Bewandnis. Er stammt nicht aus der Heldenbrust, weder aus der uniformierten noch aus der zivilen. Die christliche Tapferkeit hängt zusammen mit dem Glauben daran, dass Christus nicht am Kreuz geblieben ist, dass er ja auferstanden ist und lebt. Gottes Lebenswille ist so durchschlagend, dass er die Gräber sprengt. Christus lebt; und wer an ihn glaubt, den lässt er teilhaben an seinem Leben, an seinem Ostersieg: «Ich lebe, und ihr sollt auch leben.» Gottes Lebenswille bietet so dem Sünder ein zweites Leben an. Und dies Wissen ums zweite Leben ist es, das den Christenmenschen mutig, tapfer und getrost macht. Nicht etwa, dass wir deswegen unser erstes, diessei-

tiges Leben gering schätzen und wegwerfen sollen. Im Gegenteil! Wer durch den Glauben ins zweite Leben hineingeboren ist, der erst erkennt die ganze Würde und Grösse des diesseitigen Lebens als Gottesgabe. Aber nun weiss er, das vergängliche Leben ist nicht mein einziges, auch nicht mein bestes, es gibt eines, das noch besser und erstrebenswerter ist. So wird der Christgläubige zwar kein Lebensverächter, wohl aber ein Todesverächter. Und dieser Osterglaube verleiht Getrostheit und Bereitschaft zum Sterben. Darum mutet Jesus denen, die an ihn glauben, zu, dass sie den Tod nicht fürchten. Und daher kommen die auffällig vielen Ermahnungen Christi an die Seinigen, dass sie nicht am Leben hängen sollen. Es fällt auf, wie zahlreich die Stellen sind, aus denen ersichtlich wird, dass Jesus den Seinigen zumutet, sich, wenn es sein soll, töten zu lassen. Er sendet sie «wie Schafe mitten unter die Wölfe». Sie sollen sich nicht «fürchten vor denen, die den Leib können töten». Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, wer es aber verliert um seinetwillen, der wird es finden. Er preist selig die Verfolgten und verheisst den Sanftmütigen das Erdreich. Dagegen muss dem aufmerksamen Leser der Evangelien auffallen, man lese alle vier Evangelienberichte daraufhin durch, man wird nicht eine einzige Stelle finden, da Jesus, sei es direkt, sei es indirekt, den Befehl zum Töten erteilt. Solche Selbstverleugnung kann er den Seinigen nur zumuten, weil er sie zuvor des Ostersiegs gewiss gemacht hat und sie auf diese Weise mit christlicher Todesverachtung ausstattete. So will Gott, dass der begnadigte Sünder – und soll's sein durch den Tod hindurch – lebe.

Und schliesslich hat der begnadigte Sünder eine Hoffnung. Es ist eine neue Welt, eine wirklich und ganz neue Welt, die mit Jesu Kreuz und Auferstehung auf dieser Erde angehoben hat und verwirklicht worden ist. Es ist die Welt seines Friedens und seiner Gerechtigkeit. Seitdem Christus

auf der Erde ist, seitdem ist der Friede auf der Erde. Die Engel in der Weihnacht haben nicht gelogen: Der Friede ist auf der Erde. Wir sollen nicht mehr fragen: «Wann kommt endlich der Friede?» Der Friede ist bereits gekommen. Wer anfängt, mit einem Körnlein Glauben, so klein wie ein Senfkorn, Christus zu vertrauen, der hat schon jetzt und hier teil an diesem Frieden; er ist schon ein «Kind des Friedens». Kein unangefochtenes Kind, gewiss nicht. Seltsamerweise hebt überall dort, wo an den Frieden Christi geglaubt wird, Kampf an. Aber dieser Kampf ist, wenn auch hart, so doch nie hoffnungslos. Der Christgläubige ist des siegreichen Ausgangs gewiss. Es besteht die Zusage, und darum die Hoffnung, dass der jetzt schon verborgene Sieg offenbar werden wird. Aber vor dem Endsieg flaut der Kampf und die Auseinandersetzung keineswegs ab. Es ist mit den alten Reichen wie mit der Nacht. Diese ist in der letzten Viertelstunde vor Sonnenaufgang besonders kalt. Je näher der grosse Friedenstag rückt, so sagt es der Herr des Friedens seiner Gemeinde voraus, um so grimmiger kann die Kälte werden. Aber die Sonne wird aufgehen und der Tag wird anbrechen, der grosse Tag, da es vor aller Welt offenbar werden wird, dass nicht der Krieg, sondern der Friede das letzte Wort haben wird, und dass der begnadete Sünder jenen Tag schauen wird, von dem es heisst: «Der Tod wird nicht mehr sein.»

Das siebente Gebot

Du sollst nicht ehebrechen. 2. Mose 20,14

Die Eheordnung

Wir haben es hier mit Gott zu tun. Das sei allem, was über das siebente Gebot allenfalls zu sagen ist, vorausgeschickt. Die Ehe ist Gottes Werk. Damit aber haben wir auch gleich an die Wunde gegriffen, aus der alle Menschen, innerhalb und ausserhalb der Ehe, mehr oder weniger heimlich bluten. Gerade das will der Mensch nämlich nicht gelten lassen, dass wir es hier mit Gott zu tun haben. Gerade dagegen rebelliert er. Man bedenke: In der Ehe geht es um den intimsten Lebensvorgang. Wir müssen uns im Leben viel dreinreden lassen, so dass es um unsere Freiheit und Selbständigkeit ohnehin nicht rosig bestellt ist. Da, im Intimsten, da wenigstens, soll uns keiner hineinschauen oder gar hineinregieren wollen. Hier machen wir es unter uns ab. Da sind wir allein – «endlich allein»! Damit aber fällt das Wort «allein» an einem Ort, wo es unter allen Umständen nicht fallen dürfte. Alleinsein ist hier in besonders ausgesprochener Weise Sünde: «Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes des Herrn» (1. Mose 3,8). Das ist die eine Ehenot, um die es geht, das ist der eine Jammer: Adam versteckt sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte seines Herrn und bildet sich ein, er sei nun allein und könne infolgedessen schalten und walten nach seinem Belieben. Gott aber sei Dank, Gott sei ewig gelobt, dass es dem Adam und seinem Weibe nicht gelang, nicht gelingt und nie gelingen wird, sich dem Angesichte Gottes, des Herrn, zu entziehen. Darum schicken wir allem, was hier wird gesagt werden müssen, das

eine, Entscheidende voraus: Wer von der Ehe redet, der redet nicht vom Seinigen, der ist dann gerade nicht allein, dann redet er von Gottes Sache, von Gottes Werk.

Freilich ist die Ehe schon auch die Ehe von Menschen, und somit wohl auch Menschenwerk. Man kann überhaupt die ganze Ehe ausschliesslich als Menschenwerk betrachten. Sie ist dann eine Übereinkunft zwischen Mann und Frau, eine private Abmachung, die man gelegentlich dann auch vertraglich festlegen kann. Wir erinnern an das bekannte, schöne Bild von Albert Anker. Es stellt eine währschafte seeländische Bauernstube dar, offenbar ein ländliches Zivilstandsamt. Der Ziviler hält die Aufsicht; das Buch ist aufgeschlagen; eben beugt sich die Braut über den Tisch; ihre schneeweisse Hand hat die Feder ergriffen, im nächsten Augenblick wird sie die lebenswichtige Unterschrift hinsetzen. Der Bräutigam steht neben ihr, hinter ihnen die beiden Trauzeugen und einiges Jungvolk. Uns interessiert hier an diesem populär gewordenen Gemälde vor allem die Bezeichnung, die seinerzeit der Maler seinem Bild gegeben hat: «Der Ehekontrakt»; so hat Albert Anker recht seeländisch-nüchtern geschrieben: der Ehevertrag. Damit aber hat er nur ausgesprochen, was die Ehe menschlicherweise eben ist: die Ehe ist ein Vertrag. So wie es Handelsverträge gibt, Kauf- und Mietverträge, so gibt es auch Eheverträge. Es liegt uns hoffentlich fern, dies menschliche Unternehmen irgendwie herabzumindern. Verträge sind ernsthafte Angelegenheiten, sind weder im öffentlichen noch im Familienleben Papierfetzen. Verträge sind dazu da, dass sie respektiert und gehalten werden. Es ist um unserer menschlichen Schwachheit willen nützlich und gut, dass der Mensch in seinem Eheleben vertraglich gebunden und auch gesetzlich geschützt ist. Wer sich über den Ehevertrag, in der Meinung, es handle sich dabei «um eine blosse Formalität», hinwegsetzt, ist schlecht beraten. Aber nun haben wir da, wo wir dem siebenten Gebot gegenüberstehen, ja nicht

den Zivilstandsrodel, sondern ein anderes Buch aufgeschlagen; und in diesem Bibelbuch, da ist halt die Ehe zugleich auch jenseits von allem, was wir zu ihr beitragen oder an ihr versäumen können. Nach diesem Buch ist halt die Ehe gleichsam «älter» als alle Verträge, «älter» als alle Eherödel und Zivilstandsämter. Da ist halt die Ehe von Uranfang an Gottes Geschöpf, gleichsam eine Stiftung, eine Schenkung aus Gottes Hand. So wie ein wahrhafter Wohltäter eine Stiftung errichtet und vermacht, so hat Gott die Ehe gestiftet und vermacht. Alles, was Menschen für die Ehe tun, was man so landläufig unternimmt, wenn man heiraten will, die Beschaffung der Unterkunft, die paar Möbelstücke oder alle die hundert kleinen und grossen, wichtigen oder überflüssigen Beigaben, kurz, was immer wir zur Ehe beitragen können, aber auch alles, was wir an ihr verdummen und ruinieren, was wir gegen die Ehe unternehmen können – all das wiegt nicht im Entferntesten die eine schlichte Tatsache auf, dass die Ehe Gottes Schenkung, Gottes Werk, Gottes wohltätige Stiftung, ein Vermächtnis Gottes ist. Das ist die Würde der Ehe; nicht zu verwechseln mit Ehrwürdigkeit! Nicht etwa, weil die Ehe ein so altehrwürdiger Brauch ist – auch deswegen –; aber die Ehe könnte erst vor zehn Jahren gestiftet worden sein, sie hätte ihre Würde doch, weil sie diese Würde nicht von uns Menschen hat, sondern von Gott – also nicht das Alter des Brauches ist es, was der Ehe ihre wahre Würde verleiht. Diese wahre Würde kann von uns Menschen geschändet werden, und das wird sie tatsächlich auch immer wieder. Wenn es beispielsweise geschieht, dass ein Ehepartner «aus der Schule läuft» und neben seiner angetrauten Ehefrau eine andere aushält, dann wird der untreue Eheteil jeweilen, wie es die Erfahrung reichlich lehrt, alles dransetzen, um «die andere» emporzuheben, er wird weder Zeit noch Kosten scheuen, um «die andere» ins beste Licht zu rücken, und umgekehrt wird er nichts scheuen (auch keine

Lüge), um den angetrauten Ehepartner herunterzumachen, zu kränken und abzuwerten, bis kein guter Faden mehr an ihm bleibt. Aber mit all diesen forcierten Künsten ändert der ungetreue Eheteil rein nichts daran, dass Ehepartner Ehepartner bleibt und auf alle Fälle das Gewicht und die Würde der Ehe auf seiner Seite hat. Wenn dieses Wissen um die gottgegebene Würde der Ehe unter uns lebendiger wäre – wie viel weniger kurzschlüssige Massnahmen, die auf Ehescheidung drängen – wie viel mehr Ruhe und Haltung, wie viel mehr Freudigkeit zum Ausharren wäre in unseren zerrütteten und gebrochenen Ehen vorhanden!

Aber nun ist es an der Zeit, dass wir einen Blick in die biblischen Schenkungsurkunden hinein tun. Es gibt in der Bibel deren mehrere. Wir erwähnen hier zunächst die beiden Aussagen über die Ehe, die gleich am Eingang der Bibel zu finden sind. Es heisst dort zuerst: «Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch Untertan» (1. Mose 1,26-28). An dieser ersten Aussage über die Ehe gleich auf dem ersten Bibelblatt fällt auf, wie Gott hier feststellt, dass er den Menschen «sich selber zum Bilde», also als sein Ebenbild erschaffen hat. Was heisst das? Das heisst: Gott will nicht allein sein. Er will einen Partner, mit dem er sich unterhalten, mit dem er verkehren kann, einen Gesprächs- und Daseinspartner. Er will ein Geschöpf, mit dem er reden kann und will, und das ihm antworten soll und kann. Er will ein Geschöpf, das ihn erkennt, ihm dankt, ihn bittet, ihn lobt und ehrt. Er will mit einem Geschöpf im Verhältnis des Gebens und Nehmens, also im Verhältnis der persönlichen, und zwar wechselseitigen Gemeinschaft stehen. Das ist das Geheimnis der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Ganz schlicht

gesagt: Der Mensch ist zum Beten erschaffen. Die Affen, «Max und Gritli im Zoo», können daraufhin dressiert werden, beim Essen «bitte bitte» zu machen, aber sie sind nicht zum Beten, nicht zur Gottebenbildlichkeit geschaffen. Der Mensch darf beten, darf Gott erkennen, mit ihm sprechen und auf ihn hören. Das ist die eine der Stiftungs-urkunden.

Aber nun ist die Gottebenbildlichkeit des Menschen etwas derart göttlich Mächtiges und Wirksames, dass sie weit reichende Auswirkungen hat. Diese Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott will sich nun sozusagen weiterspiegeln darin, dass auch die Menschen einander gegenseitig gleichsam «Ebenbild» sein dürfen. Diese Auswirkung der Gottebenbildlichkeit in die menschlichen Beziehungen hinein kommt vor allem in einer zweiten Aussage gleich auf den ersten Bibelblättern zum Ausdruck. Hier heisst es nun: «Und Gott sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei» (1. Mose 2,18). Bisher hiess es im ganzen Schöpfungsbericht immer wieder: «Es ist gut»; «Gott sah, dass es gut war»; «und siehe, es war sehr gut». Und nun heisst es auf einmal und erstmalig: «Es ist nicht gut.» Und was ist damit gemeint? «Dass der Mensch allein sei», das ist offenbar in besonderer Weise nicht gut. Und nun heisst es weiter, Gott habe dem Menschen einen anderen Menschen hinzugefügt. Er habe ihn zu diesem Zweck in einen Tiefschlaf versetzt und habe ihm eine schwere Verwundung zugefügt, habe ihm eine Rippe herausgenommen und daraus den anderen Menschen erschaffen. Daraus wird vor allem klar, dass der Mensch sich nicht selber aus seinem Alleinsein herausgearbeitet hat; nicht der Mensch hat sich eine Gehilfin «angeschafft». Der Mensch ist nicht der Schöpfer der Gehilfin und darum auch nicht ihr Herr, und vor allem ist der Mensch nicht der Schöpfer der Ehe. Der Mensch selber war ja dabei lediglich beteiligt im Zustande

des Tiefschlafes und der tiefen Verwundung, als Gott ihm die Hilfe gab und so seinem Alleinsein ein Ende machte und so die Ehe schuf. Als der Mensch erwachte, konnte er sich nur erstaunt die Augen ausreiben, sein Gegenüber, sein menschliches «Ebenbild» erkennen und hoch überrascht ausrufen, wie es im Urtext wörtlich heisst: «Diese ist nun endlich Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleische.» Und dann heisst es schliesslich: «Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden ein Fleisch sein» (1. Mose 2,23-24).

Das ist die Stiftung der Ehe. Man beachte: Gott erschuf nicht einfach Menschen, so wie er Bäume oder Vögel, Sterne oder Katzen schafft. Es ist nicht einfach eine Menschheit, die er erschafft, zusammengesetzt aus soundso vielen Nummern und Einzelnen. Gott erschafft den Menschen als Mann und als Frau. Gott erschafft nicht Menschen, sondern Männer und Frauen. Und das Unerhörte ist dabei eben, dass der Mensch nicht nur selber das Ebenbild Gottes sein darf, sondern dass er nun als Mann das menschliche Ebenbild des Weibes, als Weib das menschliche Ebenbild des Mannes soll sein dürfen. Und aus dieser menschlichen Ebenbildlichkeit entsteht nun eine derartige Fülle und ein derartiger Reichtum an persönlichen Beziehungen, dass man nur über Gottes Vatergüte staunen kann. Aus Männern und Frauen dürfen Väter und Mütter werden, diese dürfen Kinder haben, die Kinder dürfen ihren Eltern und die Eltern ihren Kindern «du» sagen. Und die Kinder unter sich dürfen Brüder sein und Schwestern und dürfen wieder Kinder haben, und diese dürfen sagen: «Du, Grossvater, du, Grossmutter», und zu ihnen wird gesagt: «Du, Enkelkind». Und die Kinder der Geschwister dürfen sagen: «Du, Onkel, du, Tante», und zu ihnen wird gesagt: «Du, Neffe, du, Nichte». Man redet in der Atomforschung von Kettenreaktion, die ungeahnt weitergeht und eine Überfülle

von Kräften auslöst. Welch wunderbare «Kettenreaktion» aber entsteht aus dem Geheimnis der Ehe und der göttlichen und menschlichen Ebenbildlichkeit! Was für ein Ozean von menschlichen Beziehungen ergibt sich aus der einen persönlichen Beziehung zwischen Gott und Mensch! Welch ein Meer von Menschlichkeit. Am Orte der Ehe und im Raume der Familie, und will's Gott, dann auch weit über diesen Raum und Ort hinaus bis an die Enden der Erde, darf nun das gewaltige kleine Wort ergehen: «Du.» Wie oft ruft man sich in der Ehe einfach: «Du!» Es gilt zwar in der Ausdrucksweise der Gesellschaft nicht als höflich, und doch ist es das herrlichste, das gewaltigste Wort, das Menschen sich auf der Ebene des Menschlichen gegenseitig zurufen können: «Du! Du, Mann, du, Frau, Vater, du, Mutter, du, Kind, du, Bruder, du, Schwester, du, Onkel, du, Tante, du, Nefte, du, Nichte – Du, einfach du!» Das ist das Geheimnis der Ehe und das Geheimnis der Menschlichkeit überhaupt. Wir beachten und unterstreichen nochmals: Als Gott den Menschen schuf, da schuf er gleich auch die Ehe. Es ist nicht zu übersehen, was das heisst. Der Mensch ist nie nur einfach Mensch, er ist immer Mann oder Frau. Man hört etwa von «idealen, rein menschlichen Freundschaften» sprechen, als ob man das Mannsein und das Frausein gleichsam übersehen oder gar beseitigen könnte. Das ist Selbsttäuschung. Man ist immer Mann oder Frau, man ist nichts anderes, gleichsam Drittes und Neutrales. Man spricht unter Eheleuten etwa scherzweise von der «besseren Hälfte», von der «Eehälfte». Diese Redensart ist nicht nur Scherz, es steht ein tiefes Wissen ums Wesen der Ehe dahinter. Erst zusammen sind Mann und Frau das ganze Ebenbild, weil sie nun nicht nur Ebenbild Gottes sind, sondern auch gegenseitiges Ebenbild. Und nun ist an den Stiftungsurkunden weiter zu beachten, dass in den biblischen Aussagen über die Ehe die Geschlechtlichkeit auffällig wesentlich, wenn nicht gar wichtig ist. Es ist gut,

wenn wir Christen uns das von Zeit zu Zeit in Erinnerung rufen. Wir sind rasch bereit, in der Geschlechtlichkeit nur eine Schande, nur eine Sünde, nur eine Schmach und Not zu sehen – und das ist ja nur zu begreiflich. Aber die Geschlechtlichkeit ist Gottes Schenkung und darf die Würde des göttlichen Werkes beanspruchen. Das heisst, dass das Geschlechtliche nicht nur so nebenbei, sondern wesentlich zur Ehe gehört. Es gehört zu den Grundlagen der Ehe. Es sei ganz zugespitzt gesagt: Eine Ehe unter normalen Umständen in normalen Jahren dauernd ohne Geschlechtsverkehr wäre keine Ehe. Der Geschlechtsverkehr unterscheidet die Ehe geradezu von jeder anderen menschlichen Beziehung und Gemeinschaft. So wichtig nimmt die Heilige Schrift das Geschlechtliche, so heilig und würdig weiss sie darum, dass das Geschlechtliche im Neuen Testament geradezu Gegenstand der apostolischen Ermahnung wird. Es ist von der geschlechtlichen Liebe die Rede, wenn Paulus die Gemeinde ermahnt: «Entziehe sich nicht eines dem anderen» (1. Kor. 7,5). Und es ist der Geschlechtsverkehr gemeint, wenn der gleiche Apostel den Ephesern zuruft: «Die Männer sollen ihre Weiber lieben wie ihren eigenen Leib» (Eph. 5,28). Das Geschlechtliche zum vornherein verachten, das hiesse Gottes Schenkung verachten.

Was aber Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, und zu diesem freundlichen Erhalten gehört nun wesentlich das siebente Gebot: «Du sollst nicht ehebrechen.» Damit erklärt Gott die Ehe als Einehe, als Monogamie. Ein Mann soll gleichzeitig eine Frau haben, und eine Frau gleichzeitig einen Mann, nicht zwei, sondern einen, eine. Ferner erklärt Gott damit die Dauer der Ehe. Die Ehe soll nicht eine Nomadensteppe sein. Der Nomade schlägt sein Wanderzelt auf, lässt die Herde grasen, lässt den Kot liegen und zieht weiter. Die Ehe ist keine Nomadenexistenz, da man grast, den Kot liegen lässt und unverantwortlich weiterzigeunert.

Ehelichsein heisst auch kein Bienendasein fristen, da man von Blume zu Blume fliegt, aussaugt, was auszusaugen ist, und weiterfliegt. Die Ehe ist auch kein Taubenschlag. Ehe ist Ehe auf Dauer. So meint es Gott, wenn er sagt: «Du sollst nicht ehebrechen.» Einmal drin, soll man nicht ausbrechen und nicht einbrechen lassen. Ähnlich wie Gott mit dem sechsten Gebot (Du sollst nicht töten!) um das menschliche Leben herum einen heiligen Zaun gezogen hat, so hat er nun auch um den Ort, an dem das Menschenleben entstehen darf, um die Ehe herum einen derartigen heiligen Zaun gestellt mit dem Gebot: «Du sollst nicht ehebrechen.» Diese Dauer und Verantwortung der Ehe ist zwar beschränkt, es ist aber nur der Tod, der hier scheiden mag. Ewige Dauer hat die Ehe nicht, wenigstens nicht praktisch für den Menschen. Einst werden «wir nicht mehr freien, noch uns freien lassen, sondern sein wie die Engel Gottes» (Matth. 22,30). Aber immerhin hat die Ehe Dauer auf Lebenszeit. Luther definiert sie geradezu als «Bund beidseitiger lebenslänglicher Liebe und Treue zwischen einem Mann und einer Frau.» «Lebenslänglich!» Wir wissen, welche unangenehme Vorstellungen heutzutage dieses Wort von seinem strafrechtlichen Gebrauch her in uns weckt. «Lebenslänglich verurteilt», «lebenslängliches Zuchthaus», «lebenslänglich →»! Es sei jedoch nicht vergessen, dass es ein väterlicher Zaun ist, den Gott da um die Ehe und Familie errichtet hat. Ich lief letzthin dazu, wie ein Familienvater oben an einer steilen Treppe ein Gitter anbrachte, weil tags zuvor eben wieder eines seiner Kinderchen heruntergepurzelt war. Der Vater im Himmel hat mit seinem siebenten Gebot ein kleines Gitter angebracht, damit seine Kinder nicht in einem fort herunterpurzeln. Seien wir Gott von Herzen dankbar für das Kindergitter des siebenten Gebots. Wenn aber ein Verhehlter schon den Eindruck hat, er «habe lebenslänglich» und sei in Haft, dann lasse er sich doch wenigstens sagen, dass es Schutz-

haft ist, ihm selber zum Heil und Nutzen. Wenn man immer wieder beobachtet, wie schrecklich rasch Männer und Frauen, wenn sie einmal das Kindergitter durchbrechen, sich zu ihren Ungunsten verändern, so dass oft ihr Charakter schon nach kurzer Zeit kaum mehr kenntlich ist, wie gebunden und umgetrieben sie werden, wie haltlos sie Mächten, Fürstentümern und Gewalten preisgegeben sind, wie sie können «um den Finger gewickelt werden», dann ermisst man nachgerade die Bedeutsamkeit des Schutzes, den der Vater im Himmel dadurch stiftete, dass er das Kindergitter anbrachte. Nicht umsonst fangen die Gebote an mit dem Freiheitswort: «Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt habe.» Wer das Kindergitter umstösst, dem wartet nicht die goldene Freiheit, sondern die Sklaverei in Ägyptenland.

Und nun können wir nur noch staunen und von Herzen dankbar sein darüber, dass es überhaupt noch Ehen gibt. Wenn man an all die Kräfte und Anstrengungen denkt, die theoretisch und praktisch im Gange sind, um die Ehe zu unterminieren und zu zerstören, wenn man bedenkt, welch eine trübe Flut von Gift sich durch unsere Dörfer und Städte wälzt, um die Ehe zu unterspülen, wenn man sich all die Ehemänner und Ehefrauen vergegenwärtigt, die böse und ungeduldig seit Jahr und Tag am Kindergitter rütteln und um jeden Preis hinaus wollen, dann kann man nur überrascht sein und dankbar darüber, dass es noch Ehen gibt. Garantiert ist uns die Dauer der Ehe nirgends, es sei denn in der Langmut und Geduld dessen, der sie stiftete. Sie könnte auch eines Tages nicht mehr sein. Freilich, wenn in einem Geschlecht die Ehe anfängt aufzuhören, dann pflegt das der Anfang vom Ende zu sein, denn es hört dann jeweilen bald verschiedenes auf. Darum können wir nur erstaunt sein und danken dafür, dass es immer noch so viele ungebrochene, noch so viele ungeschiedene Ehen gibt.

Und nun stehen wir mitten im Gespräch über die Ehe; es wäre nun noch allerhand darüber zu sagen; für heute sei jedem einzelnen Verheirateten nur noch eines zugerufen: Ich weiss nicht mehr wann und wo, aber als Junge habe ich einst die wunderbare Lebensgeschichte eines Frachters gelesen, erzählt von dessen Kapitän nach 25jähriger gemeinsamer Meerfahrt. Was war da nicht alles zu erzählen von Sturm und Wetter, von Blitz und Riff, von Schlagseite, Strandung und gar von Schiffbruch! Und immer wieder, wenn auch mit Flicken und Beulen mancherlei, fuhr der Frachter und tat seinen Dienst. Wer über den «Eehafen» sein Gespött treibt, der weiss jedenfalls nicht, wovon er spricht. Es gibt keinen «Eehafen», es sei denn in der Phantasie von Ahnungslosen. Es gibt in der Ehewirklichkeit nur ein weites Meer, und darauf wechseln Sturm und Sonnenschein, und auf dem Meer fahren gleich Nusschalen die Frachter, die Ehen. Und welcher Verheiratete kann an seine Ehe denken, es sei denn in grösster Dankbarkeit? Ein Jahr, schon ein Jahr verheiratet, und man ist unbegreiflicherweise noch beisammen! Zwei moderne Menschen seit zwölf Monaten verheiratet und immer noch nicht davongelaufen! Das ist ein Wunder, ein glattes Wunder der Bewahrung. Und nun gar – zehn Jahre – fünfundzwanzig Jahre – vierzig Jahre verheiratet – und das Schiff fährt noch! Kann man da anders als kindlich erstaunt danken dem Schöpfer und Erhalter der Ehe – und – ihrem Retter und Erlöser!

Der Ehebruch

Man macht den Christen – mit wie viel Recht, sei dahingestellt – den Vorwurf, dass sie sich über die Fragen um «Mann und Frau» mit Vorliebe ausschweigen und damit hier das Reden den Schöngestirnten und den Schmutzfinken überlassen. Man redet, was das Gebiet des Geschlechtlichen anbetrifft, geradezu von einem «grossen Schweigen». Die Eltern werden munter aufgefordert, doch ja früh genug und immer wieder über dies so wichtige Lebensgebiet sich mit ihren Kindern auszusprechen. Wie wenn hier das Sprechen so einfach wäre! Wie wenn lauter Feigheit, Borniertheit und Prüderie hinter dem «grossen Schweigen» steckte! Als ob es hier keine Not gäbe! Und doch haben wir nun mit diesem siebenten Gebot eine Gegend betreten, in welcher unsäglich gelitten wird. Wenn Goethe seinen Torquato Tasso sagen lässt: «Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt / Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide», dann ist gerade auf dem Gebiet des siebenten Gebotes ein Grad des Leides möglich, da den Menschen das Reden vergeht. Es ist dann in jenem «grossen Schweigen» etwas mit dabei vom grossen dumpfen Leid der stummen Kreatur.

Es gibt nun allerdings in den Fragen um «Mann und Frau» auch eine gewisse Redseligkeit. Und hier hat man doch etwa einmal den Eindruck, das Reden sei nicht einmal Silber, sondern Blech, und Schweigen wäre Gold. Man kann oberflächlich über Mann und Frau sprechen, und das ist Sünde, aber auch, wenn man tiefsinnig darüber spricht, ist noch lange nicht gesagt, dass das dann nicht auch Sünde sei. Man kann sich gemein übers Sexuelle äussern, kann, wie der Volksmund sagt, «an der Säuglocke ziehen», aber auch das Schöne und Erhabene ist hier nicht immer und ohne weiteres gut. Kurz, wenn man alles überlegt, dann

möchte man auf dem Trümmerfeld, auf dem wir uns hier ohne Zweifel befinden, es am liebsten mit dem Propheten Jeremias halten, der auf den Trümmern des Tempels «seinen Mund in den Staub stecken will». Man möchte sich am liebsten ins «grosse Schweigen» mit einhüllen.

Aber nun kennt Gott die grosse Not, die hinter unserem grossen Schweigen sowohl wie hinter unserem grossen Schwatzen sich verbirgt. Und Gott, der im Anfang den Mann und das Weib erschuf, erbarmt sich ihrer und bricht das grosse Schweigen. Es braucht dazu schon Gott selber. Ja er ist, streng genommen, auf diesem Gebiet der allein berufene Sprecher. Wenn es ihm selber gefällt, hier das Wort zu ergreifen, dann sollte es uns nicht allzu schwer fallen, still zu werden und zuzuhören. Gottes Wort zur sexuellen Frage ist ein wahrhaft grosses Reden. Vorab fällt einem an Gottes Reden über unser siebentes Gebot auf, mit welcher beispielloser Offenheit Gott über das Geschlechtsleben seiner Menschenkinder spricht. Und was dabei zum Vorschein kommt, das ist viel Schuld, in die sich die Menschen durch ihr Mann-Sein und Weib-Sein verstricken, und in der Folge davon unsäglich viel Leid. Nicht etwa, dass das Geschlechtliche an sich besonders sündig wäre! Aber unsere allgemeine menschliche Sündhaftigkeit zieht sich besonders leicht auf jenes Gebiet zusammen, wie beim Abszess der Eiter um den Kern. Und nun gibt es auf geschlechtlichem Gebiet nichts an Schuldvollem und Leidvollem, das Gott in der Bibel nicht beim Namen nannte: Ehebruch, Hurerei, Vielweiberei, Selbstbefleckung, Blutschande, Homosexualität und Verkehr mit dem Tier. Über das Gericht, womit Gott all diese Menge an Blutsünde bestraft, sind wir in der Heiligen Schrift keinen Augenblick im Unklaren gehalten. Versündigung des Blutes hat immer Folgen. Es gibt keine andere Art von Sünde, die den Menschen derart direkt an Leib und Seele zeichnet und ihre Spuren hinterlässt. Auch von solchen Folgen der ge-

schlechtlichen Ausschweifung und Verkehrtheit redet Gott in der Bibel deutlich. Wir hören hier von verheerender Geschlechtskrankheit, von Familiendramen, von den Folgen der Väterstunde bis in das dritte und vierte Glied derer, die ihn hassen. So werden die Folgen der Versündigung am Blute sichtbar nicht erst in der Ewigkeit, sondern schon in dieser Zeit und Welt.

Aber das eigentlich grosse Reden Gottes zu den Fragen um Mann und Weib ist nicht sein Gerichtswort, sondern sein Gnadenwort. Der Sündenpfehl, der hier aufricht, ist nicht grösser als Gott selber. So schauerlich hier die Folgerichtigkeit der göttlichen Strafe ist, so geheimnisvoll ist gerade hier Gottes Barmherzigkeit. Wenn je, so gilt hier: «Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden» (Röm. 5,20). Und mitten aus dem Alten Testament kommt uns hell und stark das Vaterwort entgegen: «Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiss werden, und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie wie Wolle werden» (Jes. 1,18). Ja, Gottes Reden zu diesem Gebiet ist schliesslich nicht nur ein Reden, Gottes Wort über unsere Blutsünde wird selber Blut: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns» (Joh. 1,14), wie Luther es sagt: «In unser armes Fleisch und Blut / verkleidet sich das ewige Gut.» So ganz erbarnt sich Gott der besonderen Not, die uns Menschen das Blut in unseren Adern verursacht. Und da, wo schliesslich ein ganzes Volk an jenem Karfreitagmorgen in seinem Unverstand brüllt: «Sein Blut komme über uns und unsere Kinder» – gerade da vollzieht sich einmalig und unwiderruflich Gottes barmherziger Gnadenwille, indem das Blut Jesu Christi an jenem Tag tatsächlich sühnend und reinigend über uns und unsere Kinder gekommen ist und kommen wird bis übers tausendste Geschlecht. So heisst Gottes Wort, das hell und stark wie ein Posaunenton durch alle Gerichtsworte hindurch dem schuldvollen Menschen entgegenkommt:

Vergebung. Die Antwort Gottes, nicht nur, aber auch auf die sexuelle Frage, ist der Name Jesu Christi.

Aber wie ist das nun gemeint? Wie ist Jesus Christus die Antwort Gottes auf das siebente Gebot? Das wird uns deutlicher, wenn wir bedenken, dass nicht etwa nur Moses in zeitbedingter Beschränktheit, sondern dass Gott durch Moses über den Ehebruch die Todesstrafe verhängt: «Wer die Ehe bricht, der soll des Todes sterben» (3. Mose 20,10). Auf Ehebruch steht im Himmel die Todesstrafe. So ernst nimmt Gott die Sünde des Ehebruchs. Ein so genauer Richter ist er hier. In Anlehnung an dieses Gerichtswort erzählt nun der Evangelist Johannes (Kap. 8), wie einmal ein Weib, im Ehebruch auf frischer Tat ertappt, von den frommen Sittenrichtern Jerusalems vor Jesus geschleppt wird. Sie sind bereit, durch Steinigung das von Gott ausgesprochene Gericht an dieser Person zu vollstrecken. Es ist zu beachten, dass es Männer sind, die hier eine Ehebrecherin steinigen wollen, ausgerechnet Männer, die doch sicher wissen müssen, was das bedeutet, wenn Jesus sich an anderer Stelle an die Männerwelt wendet mit den Worten: «Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen» (Matth. 5). Männer stellen an den Herrn die Frage: «Moses hat gesagt: Wer die Ehe bricht, der soll des Todes sterben. Was sagst *Du*?» Darauf sagt Jesus zunächst geraume Zeit nichts. Dann aber antwortet er: «Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.» Drauf schweigt er wieder, die Frager aber schleichen weg, und zwar steht ausdrücklich «von den Ältesten an bis zu den Geringsten»; keiner bleibt zurück. Und wie Jesus aufschaut, das Weib allein in der Mitte sieht, fragt er sie: «Wo sind sie, deine Verkläger? Hat dich keiner verdammt?» Und wie sie das verneint, entlässt er sie mit den Worten: «So verdamme ich dich auch nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.»

Hier ist zu beachten, aus welchem Grunde und mit wel-

chem Recht Jesus diese Ehebrecherin nicht verdammt. Jesus will damit nicht etwa sagen, diese Frau sei keine Ehebrecherin und sie sei nicht des Todes schuldig. Sie *ist* es. Aber deswegen verdammt er sie nicht, weil er, er selber an ihrer Statt, die Todesstrafe erleiden und an sich wird vollziehen lassen. Jesus löst das Gesetz nicht auf. Ehrlicherweise wären alle, «von den Ältesten an bis zu den Geringsten», auf Jesu Ehebrechergnade angewiesen. Des Todes schuldig sind hier alle, nur dass man es von dieser Frau nun weiss, in der Regel weiss es nur Gott. Das haben die vor aller Öffentlichkeit als «verkehrt und ehebrecherisch» bekannten Zöllner und Sünder zugegeben, während ihre frommen Sittenrichter «des Arztes nicht bedurften». Weil die öffentlich vom Laster gezeichneten und dem Laster verfallenen Menschen in Jesus denjenigen erkannten, der für sie das Haupt darhalten wird, darum ist er «der Zöllner und Sünder Geselle» geworden. Aber das werden die Gesetzesfrommen, wenigstens was ihre eigene Person anbetrifft, niemals zugeben und annehmen können. Darum das furchtbare Herrnwort, dass «eher werden die Zöllner und Huren ins Himmelreich kommen denn ihr». Zöllner und Huren wissen, dass sie des Erlösers bedürfen. So schreit hier, auf dem Felde der Ehe, der Geschlechtlichkeit und des Ehebruchs, jede Faser nach Erlösung. Und weil Christus am Kreuz an Stelle des Ehebrechers den Sühnetod stirbt, aus diesem ganz realen Grunde durften wir sagen: Die Antwort Gottes auf die sexuelle Frage sei Jesus Christus.

Diese Kreuzesgnade ist von grosser Mächtigkeit und Wirkung. Man hat mit Recht auf die unheimliche Gewalt des Blutes hingewiesen, das in unseren Adern fliesst. Das Blut ist von allen Mächten und Grossmächten der Zeit und Welt sicher die bedeutsamste. Aber die Kreuzesgnade des vergossenen Blutes Jesu Christi ist von einer Mächtigkeit, die das Begreifen übersteigt, sie ist schlechthin übermäch-

tig. Die Heilige Schrift gibt in geradezu beängstigender Kühnheit von dieser durchschlagenden Übermacht der Gnade Zeugnis. Schon das allererste Kapitel des Neuen Testaments, das wir in der Regel nicht lesen, enthält hier Aussagen, die einen überschwenglichen Lobpreis der Kreuzesgnade darstellen. Matthäus bringt da einen Stammbaum, ein Geschlechtsregister Jesu Christi. Es sind darin unter anderem die Namen von insgesamt fünf Frauen aufgeführt. Diese fünf Frauennamen sind ein einziges jubelndes Zeugnis für die Durchschlagskraft der Kreuzesgnade. Die erste der hier Erwähnten ist jene Thamar, die, als Hure verkleidet, am Wegrand wartet, um auf diese mehr als fragwürdige Weise zur Leibesfrucht zu gelangen. Und sie wird eine Ahnfrau Jesu Christi. Wenn das nicht Gnade ist! Die zweite ist Rahab. Ihr Name ist verknüpft mit der Eroberung der Stadt Jericho. Sie ist eine gewerbsmässige Prostituierte, ihr Bordell liegt an der Stadtmauer. Und die «Hure Rahab» wird zu einer Ahnfrau Jesu Christi. Wenn das nicht Gnade ist! Die dritte ist jene Ruth, die auf eine Art und Weise zu ihrem zweiten Gatten kommt, wie man, jedenfalls nach den Anstandsregeln, wie wir sie heute kennen und respektieren, nicht handeln dürfte. Und auch Ruth wird eine Ahnfrau Jesu Christi. Wenn das nicht Gnade ist! Die vierte hier Erwähnte ist jene Frau des Urias, die noch zu Lebzeiten ihres rechtmässigen Gatten die Maitresse des Königs wird und auch nach der Ermordung ihres Gatten die Beziehungen zum Mörder nicht abbricht. Zwar stirbt ihr erstes, im Ehebruch gezeugtes Kind. Aber ihr zweites Kind ist Salomo, der Ahnherr Jesu Christi. Wenn das nicht Gnade ist! Die fünfte hier erwähnte Frau aber ist dann die Jungfrau Maria, die der Engel mit den beachtenswerten Worten anredet: «Gegrüsst seist du, Maria, du Begnadete.» Sie ist die Begnadete schlechthin, weil sie die Mutter dessen werden darf, der die Antwort sein wird auf alle Fragen, auch auf die brennendste und

blutigste, die sexuelle Frage. Durch sie wird Gottes Wort Fleisch. Ja, die Übermacht der Christusgnade ist in der ganzen Heiligen Schrift so handgreiflich bezeugt, dass sie durchs ganze Alte Testament hindurchleuchtet und hindurch schlägt. Wir sehen sie längst vor der Menschwerdung Christi machtvoll am Werk. Wir denken da noch einmal an jenen David, der für seinen Mord und Ehebruch so bitter büßen muss, dass man so etwas seinem ärgsten Todfeind nicht anwünschen möchte. Aber durch alle Gerichte hindurch, die noch über sein graues Haupt hinfahren, hört David nicht auf, der Begnadete zu sein, der Stammvater Jesu Christi. Oder wir denken an die Erzväter, deren Wissen um die gottgewollte Einehe ebenfalls vorübergehend verdunkelt war, und Gott hat diese Verdunklung geduldet. Gerade aus ihrer Vielweiberei aber ist ihnen unsägliches Herzeleid erwachsen. Wir denken an Jakob und seinen Gram über den Konflikt zwischen den Kindern seiner zwei Frauen, was ihn vorzeitig ergrauen lässt und beinahe in die Grube bringt. Wir denken gar an Abraham. Wir erkennen im Leben Abrahams drei besonders schwere Tage. Der erste von ihnen war jener Tag, da der Befehl an ihn erging: «Geh aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will» (1. Mose 12,1). Der zweite schwere Tag ist jener, da er den Weg unter die Füße nehmen muss, um seinen Sohn Isaak zu opfern (1. Mose 22). Aber vom dritten reden wir in der Regel nicht, und doch war er menschlich gesprochen vielleicht sein schwerster. Das war der Tag, da Abraham seine Nebenfrau Hagar und ihren gemeinsamen Sohn Ismael in die Wüste hinausführen und dort musste stehen lassen: «Da stand Abraham des Morgens früh auf und nahm Brot und einen Schlauch mit Wasser und legte es Hagar auf die Schulter und den Knaben mit und liess sie von sich. Da zog sie hin und ging in der Wüste irre» (1. Mose 21). Gericht über Gericht,

Herzeleid über Herzeleid, aber sie bleiben die Begnadeten, Abraham bleibt der Vater aller Gläubigen und der Mann besonderer Verheissung. Ja, gleich die ersten Blätter der Heiligen Schrift berichten von jenem Tor, das sich schliesst. Das Tor des Paradieses geht zu, der Cherub, der Engel mit dem blossen, hauenden Schwert, steht davor, Mann und Weib sind aus dem Paradies vertrieben, es gibt keinen Weg zurück. Verloren ist damit das Eheparadies, belastet mit Sünde ist von nun an das Verhältnis zwischen Mann und Weib, und vollends über aller Vaterschaft und Mutterschaft wehen von nun an die kühlen Lüfte des Todes. Wo von nun an zwei oder drei Menschen zusammenkommen, da kommt die Sünde und da kommt der Tod zweier oder dreier Menschen zusammen. Mannsein und Frausein, und vollends Vatersein und Muttersein ist von nun an ein Meer von Schweiss, Blut und Tränen. Aber, fügen wir nun sofort hinzu, kann das nun, dieweil das doch in der Bibel steht, etwas anderes heissen, als dass nun eben die Ehe und Familie und alles, was mit Mann und Frau im Zusammenhang steht, eben christusbedürftig geworden ist? Kann das jetzt für uns etwas anderes heissen als eben jene gewaltige Zusage: «Wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen»? Ist Christus nicht gekreuzigt? Ist damit nicht das Meer von Tränen, Schweiss und Blut in jenem Kelch, den der Vater dem Sohn zu trinken gibt und wovor den Sohn zuerst schaudern muss, gleichsam ausgeschöpft? Hat er den Kelch dann nicht getrunken? Und ist damit nicht bereits in Christus wahr geworden, was es zuletzt heisst: «Und das Meer ist nicht mehr»!? (Off. 21,1.) Und vor allem: Steht seither dort an der Paradiesespforte nicht ein anderer als der Engel mit dem Schwert, steht jetzt dort nicht Christus mit dem Kreuz, der, der Gottes Antwort ist auf die sexuelle Frage, Christus, der Erlöser?

Daran gilt es nun festzuhalten: Die Ehe, jede Ehe aus-

serhalb des Paradieses, ist zerbrochen. Die Kristallschale hat einen Sprung. Sie ist nicht mehr ganz. Darum ist jede Ehe, noch bevor sie begonnen hat, gefährdet und reparaturbedürftig; mehr als das, sie ist erneuerungsbedürftig, sie ist christusbedürftig. Dass sie christusbedürftig ist, das ist biblisch gesprochen das Glück der Ehe. Max Picard macht in seinem Ehebuch darauf aufmerksam, dass es in der Literatur wohl unzählige Dichterwerke gebe, die das vorübergehende Liebesabenteuer verherrlichen; aber keines, welches das dauernde Eheglück zum Gegenstand habe. Das ist begreiflich, denn man müsste ja Christus besingen, denn Christus ist das dauernde Eheglück in dem Sinne, dass ohne Christus jede Ehe ein verlorenes Paradies ist, nicht selten die eine grosse Enttäuschung eines Lebens.

Das hat jene alte Seeländer-Bäuerin gewusst. Sie war ein auffällig schweigsamer Mensch, besass das Vertrauen eines ganzen Dorfes. Sie äusserte sich einmal über die Ehe mit den Worten: Sie kenne weder eine jüngere noch eine ältere Frau im Dorf, die nicht schon in den ersten drei Wochen ihrer Ehe bitterlich geweint hätte und am liebsten drausgelaufen wäre, wenn sie es ohne Schaden gekonnt hätte. Ist das verwunderlich? Gibt es einen Menschen von Fleisch und Blut diesseits des Paradieses, der nicht enttäuschen könnte, und wäre es der eigene Mann, die eigene Frau, das Kind, der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester – gibt es einen, der uns nicht enttäuschte, ausser jenem einen und einzigen, ausser dem am Kreuz? Es ist Christus allein, der nie enttäuscht.

Oder wir denken an jenen Vers von Hermann Hesse, von einem der Gesprächigen auf diesem Gebiet: «Seltsam, im Nebel zu wandern / Leben heisst einsam sein / Keiner kennt den andern / Jeder ist allein.» Man widerspreche auch hier nicht zu rasch. Hesse hat recht. Es ist dem tatsächlich so, wie er es offenbar in seinem Leben erfahren hat. Und es ist nicht etwa nur bei Ledigen so. So wider-

spruchsvoll es sich anhören mag, wir stellen fest, dass die tiefsten und schmerzlichsten Einsamkeiten nicht ausserhalb, sondern innerhalb der Ehen sich finden. Seit dem Verlust des Paradieses gilt «Leben heisst einsam sein». Auch in der Ehe ist seither «unser Erkennen Stückwerk» (1. Kor. 13). Es ist nur in Christus nicht mehr so, wie Hesse sagt. Freilich, Gott heisst uns nicht im Nebel wandern. Es ist das Angebot ergangen, im Lichte Jesu zu wandeln. Und wer in diesem Lichte wandelt, der ist nicht mehr einsam, der erkennt im Nächsten den anderen. Im Lichte Jesu Christi ist der Mensch weder ausserhalb noch innerhalb der Ehe mehr allein. Jesus Christus ist das Wunder der Gemeinschaft. Nicht umsonst steht in der Mitte seiner Kirche – der Tisch! – Oder ich denke an jene Elsässerin, die mir einmal erzählte, wie sie an ihrem Hochzeitsmorgen als blutjunges Ding zu ihrer sehr alten Grossmutter ging, um von ihr Abschied zu nehmen. Und diese habe sie empfangen und entlassen mit dem Zuspruch: «Mariele, hiiröote willscht? Loss dir ein Root gän: Ghum nie gho ghlaage! Ghlaag's einem Stein, so weisst's allein.» Hat nicht auch sie recht gehabt, die elsässische Grossmutter, mit diesem so gar nicht festlichen, aber dafür wahrhaftigen Abschiedswort an ihre Enkelin? Liegt hier nicht dasselbe Wissen wie in der Tatsache, dass die alte Spezial-Bernertracht für Hochzeitsleute vorherrschend in Schwarz gehalten ist, dasselbe Wissen wie in der Tatsache, dass in der Orthodoxen Ostkirche den Brautleuten bei der Trauzeremonie vom Priester die – Märtyrerkrone aufgesetzt wird! Oh, sie hat recht mit ihrem Rat, die alte Elsässerin, aber auch sie hat nur recht ausser Christus. Christus sagt nicht: «Komm nie klagen!» Christus sagt: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, nehmet auf euch mein Joch.» Und wer es ihm klagt, der klagt es keinem Stein und der bleibt mit seinem Ehekreuz nicht allein, sondern weiss sich als Glied der Gemeinde. So real ist Jesus Christus die

Antwort Gottes auf das siebente Gebot.

Aber ist diese ganze Schau der Ehe, wie sie uns hier aufgerollt wurde, nun nicht doch zu pessimistisch? Könnte sie den jungen Leuten nicht gar das Heiraten erschweren? Etwas weniger Fahrlässigkeit und Leichtsinn möchte es ja da und dort schon noch ertragen. Aber pessimistisch ist diese Schau nur für den, für den sie nicht christlich ist. Christus, nicht als der «Dritte im Bunde», sondern als der Herr des Bundes, macht allem Pessimismus, freilich auch allem reichlich vorhandenen Optimismus, ein Ende. Schliesslich ist das hier nun die Entscheidungsfrage, ob wir an Christus, als den Erlöser auch der Ehe, glauben oder nicht glauben. Ob wir uns der bewussten oder unbewussten Lüge hingeben wollen, in der Ehe selber seien Erlösungskräfte zu finden, oder aber, ob wir die Erlöserkraft allein bei Christus suchen. Schlecht beraten scheint uns, wer meint und immer wieder meint, es könnte in der Ehe halt doch noch ein heimliches Flecklein intaktes Paradies vorhanden sein, ein Gärtchen, darin irgendein Gärtner oder eine Gärtnerin den Erlöser zu ersetzen vermöchte. Da, scheint uns, war der Waadtländer C. F. Ramuz in seinem Ehebuch («Adam und Eva») besser beraten. Es handelt von einem Weinbauern, dem die Frau nach den ersten Ehemotaten, er weiss eigentlich selber nicht warum, davonläuft, heim zu ihren Eltern. Der Verlassene lässt sich gehen, lässt sich sogar fallen. Seiner inneren Verwirrung entspricht bald eine äussere, sein Heimwesen, das Haus, der Garten, die Bienen werden vernachlässigt, die Unordnung wird auch an seiner Art, sich zu kleiden, sichtbar. In seiner Einsamkeit und Lebensohnmacht ergibt er sich schliesslich dem Trunk. Einmal trifft er in der Pinte einen alten Landstreicher und Kesselflicker. Bei einem Glas Wein spricht ihm dieser zu, er solle sich doch nicht hintersinnen, was er da mit der «Seinigen» erlebt habe, sei nicht neu, das alles hätten andere auch schon erlebt, er solle nur in der Bibel nachle-

sen, dort stehe alles drin. Dieweil er aber keine Bibel hat, wird die Kellnerin zu Rate gezogen, die noch ein altes Exemplar findet. Drauf geht der Verlassene heim und liest, aber er kommt nicht weit. Was da schon bald vorn in diesem alten Buche steht, das vom verlorenen Paradies und vom Engel mit dem blossen hauenden Schwert, reizt ihn zum heftigsten Widerspruch. Nein und dreimal nein, trotz er, das Paradies gebe ich nicht verloren, es kann, es darf, es wird nicht verloren sein. Er gibt das alte Buch zurück. Und nun geht eine auffällige Veränderung mit ihm vor. In den nächsten Tagen fängt er an, von einer Tagheitere zur anderen zu arbeiten, kommt wieder ordentlich gekleidet daher und widerlegt die Bibel, indem er sein verlottertes Heim im Verlauf vieler Wochen äusserster Anstrengung in ein Paradieschen verwandelt. Gegen Herbst, Haus und Garten liegen im Sonnenschein, kommt eines Tages auch noch seine Frau zurück, ungerufen, als müsste das so sein, nur sie hat tatsächlich noch gefehlt zur Vollendung des selbstgebauten Paradieses. Darauf aber geschieht das Schreckliche, dass er nach einem menschlich schönen Beisammensein am anderen Morgen beim Erwachen jäh erkennt, dass es halt doch nicht das Paradies ist. Ein Gefühl von grenzenloser Einsamkeit überfällt ihn, Enttäuschung, Verzweiflung und Wut bemächtigen sich seiner, und er schlägt alles, was ihm unter die Fäuste kommt, kurz und klein, schliesslich schlägt er auch seine Frau. Diese läuft weg und kommt nie wieder zurück.

Die Bibel hat recht. Man kann sie nicht widerlegen. Aber die Bibel hat nicht nur auf jenen ersten, zum Teil so traurigen Blättern recht. Man muss sie zu Ende lesen. Man tut sogar gut, nicht vorne mit ihr anzufangen, sondern hinten, im Neuen Testament, dort ist das helle, das ganze Licht, und in diesem hellen Lichte darf man dann nach vorne lesen, bis zuvorderst, bis dorthin, wo man an die verschlossene Paradiesestür kommt. Das Paradies ist

verloren. Aber die Bibel hat recht auf allen ihren Blättern. Jesus Christus ist das wieder gewonnene Paradies. Wo Jesus Christus das Haus baut, da arbeiten jetzt nicht mehr umsonst, die daran bauen. Und wo Jesus Christus die Stadt behütet, da wachet der Wächter jetzt nicht mehr umsonst. Und im Lichte Jesu Christi sind nun Kinder eine Gabe des Herrn. Und da ist nun Leibesfrucht ein Geschenk. Ja in diesem starken Lichte ist auch noch Kinderlosigkeit ein Geschenk. Dem ist so seit jenem Tage, an dem die Menge der himmlischen Heerscharen – und das ohne Schwert – jubilierten: «Heut schließt er wieder auf die Tür / zum schönen Paradies. / Der Cherub steht nicht mehr dafür. / Gott sei Lob, Ehr und Preis.»

Der Ledigenstand

Nicht umsonst sagt man von der Ehe, man «schliesse» sie! Wer ehelich wird, begibt sich tatsächlich freiwillig unter einen Verschluss. Einmal «drin», soll man nicht ehebrechen, das heisst ganz wörtlich, nicht aus der Ehe ausbrechen, und nicht in sie einbrechen lassen. Die Ehe hat gleichsam etwas von einem Köhlermeiler, bei dessen Bau peinlich darauf geachtet wird, dass nirgends eine undichte Stelle sei, da die Flamme ausbrechen könnte, dass also die Glut eingeschlossen bleibe, gibt es doch nur bei völligem Verschluss gute Kohle. Und die Ehe hat etwas von einem Dauerbrenner, der nur dann ein guter Dauerbrenner ist, wenn nirgends falsche Luft eintritt. Kurz, unbedingte Verslossenheit, was die eheliche Treue anbetrifft, gehört zum Wesen der Ehe.

Diesem guten und notwendigen Verschluss unterm Siegel der ehelichen Treue droht nun aber ausser dem Ehebruch noch eine andere, zwar weniger auffällige, aber nicht weniger verheerende Gefahr. Man kann nämlich den Verschluss der Ehetreue gründlich missverstehen, indem man sich in seiner Ehe auf der ganzen Linie von der Umwelt abschliesst. Man kapselt sich dann, wie das Insekt zuinnerst in der Bernsteinperle, in der Ehe ein. Man genügt dann sich selber. Ehe und Familie bekommen dann im ungunsten Sinne einen privaten Charakter und werden zur Pflanzstätte asozialer Gesinnung. Das ist dann der mit Recht gefürchtete Familienegoismus. Ehe und Familie, anstatt Aufbauzelle der Gemeinschaft, sind dann zum Krankheitsherd eines Geschlechtes geworden. Dieser Familienegoismus ist tatsächlich eine Krankheit, eine Art Schrumpfung oder Schwund. So bleibt zwar manch eine Familie bewahrt vor der Pest des Ehebruchs, verfällt aber um so gründlicher der Seuche des Eheschwunds.

Diesen Eheschwund, ein Zerrbild, ja eine Verkrüppelung der Ehe, hatte wohl jene Tochter vor Augen, wenn sie anlässlich der Zusammenkunft einer Jugendgruppe das leidenschaftliche Wort in die Diskussion warf: «Ich kann mir nicht helfen, aber mir graut vor einer gewöhnlichen Ehe!» Im weiteren Verlauf des Gespräches kam dann heraus, was sie unter einer «gewöhnlichen Ehe» verstand. Dabei ergab sich ungefähr folgendes Bild: Einem Mann das Morgenessen, das Mittagessen, das Abendessen zubereiten, ihm die Kleider in Ordnung halten, eine kleine Etagenwohnung besorgen, die Abende und Wochenende mit ihm verbringen, alle vierzehn Tage den Lohn dankend aus seiner Hand in Empfang nehmen und ihn bis zum anderen Zahltag so rationell wie möglich verbrauchen, alle Jahre einmal für ein paar Tage mit ihm in die Ferien reisen, vielleicht – aber nicht in den vier ersten Jahren – dann einmal ein Kind bekommen, dasselbe an lauen Sommertagen im Wisa-Gloria-Wagen spazieren führen und so langsam, oder vielleicht auch sehr rasch, alt und grau werden, traurig, ein wenig nervös vielleicht, ohne jegliche weitere Abwechslung, es sei denn, dass man vom Parterre der Strasse X in den ersten Stock der Strasse Y umzieht und vielleicht, wenn die Zeiten gut bleiben, hin und wieder ein beschädigtes Möbelstück durch ein modernes ersetzt. Das also verstand jene Tochter, offenbar aus reichlicher Anschauung in ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis, unter einer «gewöhnlichen Ehe», vor der ihr graute. Auf die Frage aber, was sie sich denn unter einer ungewöhnlichen Ehe vorstelle, vor der ihr nicht grauen würde, kam die Antwort etwas tastend und unbeholfen, aber deutlich: Sie verachte jene alltäglichen hundert kleinen Hantierungen der Hausfrau keineswegs, sie möchte denn auch nicht missverstanden werden. Nicht etwa grossartiger stelle sie sich eine Ehe vor, nein, nein, nicht grossartiger – aber grösser – einfach grösser müsste eine Ehe sein! Jetzt, als ledige

Tochter, habe sie eine ausgedehnte Kundschaft zu bedienen, komme täglich mit vielen Menschen zusammen, denen sie Ratgeberin, oft sogar ein wenig Helferin sein könne. Dabei bleibe ihr immer noch Kraft und Zeit zum Besuch eines Abendkurses. Ein vorübergehender Auslandsaufenthalt zur Erweiterung des Gesichtskreises sei nicht ausgeschlossen. Und alle vierzehn Tage, am Sonntagmorgen, warte im Gemeindehaus drüben eine Schar lustiger und anhänglicher Sonntagsschulkinder auf sie. Unerträglich aber wäre ihr der Gedanke, sie müsste all diesen Dienst an ihren Mitmenschen eintauschen gegen das kleine Glück im engen Winkel einer – Zwergehe.

Wir hören da eine Sprecherin für viele, viele Ungezählte, welche die gleiche Not mehr oder weniger ausgesprochen und bewusst durchs Leben tragen. Es ist die Not der Verzweigung, der Verkümmernng der Ehe. Friedrich Schiller hat einmal, im Prolog zu «Wallensteins Lager», die Worte gesagt: «Denn nur der grosse Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen. Im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen grösseren Zwecken.»

Das ist's! «Im engen Kreis verengert sich der Sinn», der Mensch nimmt ab, anstatt zu wachsen. Wie haben wir früher in Europa die Chinesenfrauen belächelt, weil sie ihre Füsschen einschnürten und verkrüppeln liessen! Bei uns im alten Europa aber sind unterdessen nicht nur Füsse, sondern ganze Leiber und, was schlimmer ist, Seelen eingeschnürt und verkrüppelt worden durch den Genuss des stillen Glücks im engen Winkel einer Zwergehe. In den letzten Wochen lief bei uns der Film «Eduard mein Sohn», ein Streifen, der uns ein männliches Exemplar dieses Ehe- und Familien-Egoismus zeigte: Ein grosszügiger Londoner Kaufmann, der seinem fast krankhaften Familien-Egoismus Geld, Kraft und Zeit, seine Ehre, seine Menschlichkeit, seine Seele, seine Frau und schliesslich auch seinen

einzigem Sohn opferte. «Im engen Kreis verengert sich der Sinn.» Eheschwund! Zwergehe!

Und nun zeigt uns die Heilige Schrift, wie diesem Familien-Egoismus eine Grenze gesetzt ist. Und diese Begrenzung der Ehe und Familie ist Gottes Wille, ist das Reich Gottes. Gott hat die Ehe geschaffen. Sie ist seine Stiftung, seine Ordnung, sein Geschöpf. Aber Gott ist grösser als die Ehe. Gottes Reich ist grösser als des Menschen Haus. Gottes Friede ist grösser als das Glück der Menschenehe. Der Schöpfer der Ehe hat es nicht wie jenes Ehepaar, das sich ein Einfamilienhaus mit Garten erbaut und darauf geschrieben hatte: «Mein Heim, meine Welt», und das dann nachher überall herumklagte, man sei so behindert und angebunden mit einem eigenen Haus, sie seien gar nicht mehr frei in ihrem Haus und Garten, sie seien Sklaven ihres Hauses geworden, und so ein Garten sei fast wie ein Tyrann. Der Vater im Himmel ist nicht der Sklave des Ehehauses geworden. Er ist der Herr des Ehegartens geblieben und behält sich vor, im Dienste seines Reiches über Ehe und Familie zu verfügen. Gerade weil Gott, was die eheliche Treue anbetrifft, die Haustüre so sorgfältig schliesst, gerade deswegen öffnet Gott, was den Dienst im Reiche Gottes anbetrifft, die Haustüre so weit.

Diese göttliche Öffnung der Ehe und diese Begrenzung des Familienanspruchs durch das Reich Gottes wird uns ganz besonders deutlich aufgezeigt in der Stellung Jesu zu Ehe und Familie. Jesus weist schon die Dauer der Ehe in ihre zeitlichen Schranken. Wohl ist die Ehe eines der ganz grossen irdischen Güter, die uns Gott geschenkt hat, aber sie ist ein vergängliches Gut. Diese Welt vergeht, und mit ihr auch die Ehe. «Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben» (1. Kor. 15,50). In der Auferstehung der Toten hat die Ehe aufgehört zu existieren. Dann wird man weder heiraten noch sich freien lassen. Alles, was die Ehe- und Familiengemeinschaft einem auf dieser Erde bot,

wird dann überboten und erfüllt sein in der seligen Gemeinschaft derer, die gemeinsam Gott schauen. Man wird dann geschlechtslos sein, wird dann sein «gleichwie die Engel Gottes im Himmel» (Matth. 22,23-33). So gehört die Ehe, dies ganz grosse Gut, zur vergänglichen Gestalt dieser Welt, was übrigens auch den Verwitweten die Wiederverheiratung ermöglicht. Das Reich Gottes aber ist nicht vergänglich. Darum verfügt Jesus, wo immer das nötig ist, im Namen des ewigen Reiches über vergängliche Ehen und Familien. Schon rein äusserlich, etwa in der Art und Weise, wie er die Gastfreundschaft zu beanspruchen pflegt, fällt auf, mit welcher grosszügigen Unbekümmertheit er über Ehen und Familien zu verfügen vermag. Da kommt er, in Begleitung von zwölf hungrigen Männern in ein Haus, vernimmt, dass die Hausfrau schwerkrank darnieder liegt – und bleibt. Eine bürgerliche Ungeheuerlichkeit (Matth. 8,14-17)! Oder Jesus kann dem Oberzolleinnehmer von Jericho zurufen: «Zachäus, steig eilend hernieder, denn ich muss heute in deinem Hause einkehren!» (Lukas 19,1-11). Und doch weiss Jesus ganz genau, dass, wenn er in ein Haus eintritt, er dann nie allein kommt, es hat dann jeweils allerhand Volk freien Zutritt. Mit einiger Sorge mag dann der Besitzer nach dem wohl gepflegten Rasen und den Rondellen schießen. Ja es kann passieren, wenn Jesus in ein Haus eintritt, dass einem dann die Ziegel auf dem Dache nicht mehr sicher sind, weil ein Gelähmter zu ihm hinein muss (Lukas 5,17-26). Und Jesus verfügt über Ehe und Familie ohne Rücksicht auf Tradition. Die Art, wie er seine Jünger beruft, ist ein Eingriff in die Familie. Sie sollen verlassen ihren Vater, ihre Geschwister. Petrus ist verheiratet, soll zeitweise seine Frau verlassen und ihm nachfolgen. Einmal, so hören wir, suchen ihn seine eigene Mutter und die Brüder. Er ist gerade im Gespräch, als man ihm die Nachricht bringt: «Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draussen und wollen mit dir reden.» Er aber gibt

dem Meldenden die Antwort: «Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?» Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: «Siehe da, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder. Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Mutter, Schwester und Bruder» (Matth. 12,46-49). Ja, wenn die Ehe und das Reich, wenn die Familie und der Dienst im Reiche Gottes miteinander in Konflikt geraten, dann ist es klar, dass der Dienst im Reiche Gottes vorankommt, den Primat und Vortritt hat, und wäre es eine noch so pietätvolle Familienpflicht. So sagt Jesus jenem Mann, der zuerst hingehen und seinen Vater beerdigen will: «Lass die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes» (Lukas 9,57-60). Ja, Jesus kann im Grenzfall, da Ehe und Familie den Dienst am Reich beeinträchtigen oder gar gefährden und zurückdrängen wollen, das Wort sagen: «Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert» (Matth. 10,37). Und sogar: «So jemand zu mir kommt und hasst nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein» (Lukas 14,26). Das als Grenzfall! So öffnet Jesus das Haus der Ehe weit für die Anliegen seines Reiches, und so setzt er der Ehe und Familie die Grenze, die ihrem Anspruch gebührt.

Was schliesslich der Apostel Paulus über die Ehe sagt, bewegt sich in der gleichen Richtung. Es gibt kaum einen wie Paulus, der so sehr die bestehende Spannung zwischen den gegenwärtigen Gegebenheiten der Ehe und Familie und dem kommenden Reich verspürt hat. Auch Paulus hat, durchaus in der Nachfolge Christi, dem Anspruch der Ehe Grenzen gesetzt, konnte er doch beispielsweise den christlichen Eheleuten den seelsorgerlichen Rat erteilen, um des Dienstes willen, unter beidseitigem Einverständnis der Gatten, zeitweise auf Geschlechtsverkehr zu verzichten (1. Kor. 7,5). Der Apostel sieht sogar unter Umständen in

der Ehe und Familie eine Gefahr für das Reich Gottes, eine Beeinträchtigung des Dienstes, könnte es doch sein, dass man in der Ehe mehr darnach trachtet, dem Ehepartner zu gefallen anstatt seinem Herrn und Gott (1. Kor. 7,32.33). Ja, Paulus sieht am Horizont die Wolken schwerster Auseinandersetzungen zwischen dem römischen Staat und der Christengemeinde heraufziehen und ist der Ansicht, dass in Verfolgungszeiten Ehe und Familie eine Belastung sein werden (1. Kor. 7,26-28). Er meint wohl mit diesen «leiblichen Trübsalen» ähnliches, was Christus sagt, wenn er von den Schwangeren spricht, dass sie in den Tagen der Trübsal besonderes Leid tragen werden: «Weh aber den Schwangeren und Säugerinnen zu der Zeit» (Markus 13,17). So mochte der Apostel den Vätern lediger Töchter nahe legen, sie lieber nicht zu verheiraten, damit ihnen in der kommenden Trübsalszeit solche besonderen Lasten erspart bleiben. In diesem Zusammenhang kann er den Vätern lediger Töchter geradezu zurufen: «Welcher verheiratet, der tut wohl, wer aber (seine Tochter) nicht verheiratet, der tut besser!» (1. Kor. 7,38). Ja, wer weiss? Bald kann überhaupt das Ende aller Dinge, und damit auch das Ende aller Ehen, da sein: «Die Zeit ist kurz.» Dann ist jegliche Veränderung des Zivilstandes sowieso hinfällig. Man nehme den Zivilstand in Anbetracht des Endes überhaupt nicht mehr so wichtig: «Die da Frauen haben, seien, als hätten sie keine, und die da weinen, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freuten sie sich nicht, und die da kaufen, als kauften sie nicht, denn das Wesen dieser Welt vergeht» (1. Kor. 7,29-31). So sieht Paulus Ehe und Familie ganz im Schatten dieser vergehenden und im Lichte der kommenden Welt. Hier nun, hier draussen an der Grenze dieser Zeit und Welt, hier, wo das Morgenrot des hereinbrechenden Tages sichtbar ist, hier ist nun schliesslich ein Wort fällig an alle diejenigen, die ausser der Ehe stehen, an die Unverheirateten. Ledigbleiben ist ein

abnormer Zustand, das Normale, die Regel in der christlichen Gemeinde, ist die Ehe. Der Ledigenstand ist, genau gesehen, eine Verkürzung des menschlichen Daseins, auch eine Art Verkrüppelung, so gewiss wir gesehen haben, dass wahrhaftig auch das Heiraten den Menschen nicht vor Verkrüppelung bewahrt. Jesus spricht in einer schwer deutbaren Stelle geradezu vom Verstümmeln: «Es sind welche, die verschnitten sind von Mutterleibe an» (also von Geburt an nicht fortpflanzungsfähig), «und es gibt welche, die von Menschen verschnitten sind» (also durch einen gewaltsamen Eingriff). «Aber», fährt er dann bedeutsam fort, «es sind welche, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen kann, der fasse es» (Matth. 19,22). Jesus rechnet also durchaus mit der Möglichkeit, dass man um des Reiches Gottes willen zur Ehelosigkeit ja sagen und die Verstümmelung des Ledigseins, diese Verkürzung des Lebens, freiwillig auf sich nehmen kann. In die gleiche Richtung würde dann auch jenes so merkwürdig strahlende Wort weisen, das besagt, dass es besser sei, dass du zum Leben lahm oder als Krüppel oder einäugig eingehest, denn dass du zwei Hände oder zwei Füße oder zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen (Matth. 18,8.9). Mit Jesus Christus ist die Zeit angebrochen, da Gott dem Abraham aus Steinen, ohne Zeugung und Geburt, Kinder zu erwecken vermag. So hat das Ledigbleiben um des Dienstes willen, um einer Diakonie, um eines Amtes willen durchaus seinen Platz und legitimen Ort innerhalb der Christengemeinde.

Dieselbe Linie sehen wir wiederum bei Paulus. Paulus hat sich einmal (1. Kor. 9) eingehend über die Frage, ob man als Arbeiter im Reiche Gottes heiraten und sich und seine Familie von der Gemeinde erhalten lassen solle, oder aber ob man ledig sein und damit von der Gemeinde unabhängiger bleiben solle, geäußert. Dabei fällt auf, wie der Apostel

diesen ganzen Fragenkomplex nicht etwa losgelöst vom Evangelium, losgelöst von der Gnade, behandelt. Der Kern dieser Fragen, ob ledig oder verheiratet, ob Lohnempfänger oder freier Reichsgottesarbeiter, der Kern dieser Frage ist und bleibt die Gnade. Dabei geht es dem Apostel, und das ist hier sehr zu beachten, auch hier darum, dass die Gnade frei ist und wirkt, wo und wie sie will, und sich in kein Prinzip und in keine noch so gut gemeinte Regel einfangen lässt. Wir wissen, wie der Apostel immer wieder darüber wachen musste, dass in der Gemeinde nicht etwa durch irgendwelche Möncherei und Verdienstlichkeit die Freiheit der Gnade beeinträchtigt oder gar in Frage gestellt wurde. So hat man schon früh versucht, die Gnade durchs Gesetz zu beschränken, an Israel, an die Beschneidung, oder gar an die Rasse zu binden. Wir wissen, dass der Apostel sich gegen solche Einschränkungen der Gnade gewehrt hat wie ein Löwe. Man lese daraufhin etwa den Galaterbrief. Eher will der Apostel seine eigene Seligkeit verlieren, als dass er auch nur um Fingersbreite von der Freizügigkeit der Gnade preisgeben würde. Wo man die Tür der Gnade, die weit offene Tür, zuschliessen will, da hält der Apostel den Schuh zwischen Tür und Schwelle. So soll nun auch da, wo es um die Frage der Familiengründung oder des Ledigbleibens der Apostel geht, die Freiheit der Gnade im Mittelpunkt bleiben. Ja, die Person der Apostel selber steht hier im Interesse der Erörterung: Petrus, der verheiratet ist und sich und seine Frau von den Gemeinden erhalten lässt, und demgegenüber Paulus, der unverheiratet ist und sich seinen Unterhalt selber verdient. Paulus hat äusserlich gelebt wie ein Handwerksbursche auf der Walz. Mit leichtem Gepäck, innerhalb der nächsten Viertelstunde bereit, eine Weltreise anzutreten, zieht er von Ort zu Ort und predigt das Evangelium vom Reich. Und nun gab es eine Gemeinde, die von Korinth, die, sei es in einer Anwendung von Gleichmacherei, sei es aus irgendeinem anderen, uns nicht bekannten

Grund, dem Paulus nahe legt, doch auch, wie sämtliche übrigen Apostel und vor allem Petrus, zu heiraten und «eine Schwester als Weib mitzunehmen wie die anderen Apostel und des Herrn Brüder und Petrus» (1. Kor. 9). Paulus bestreitet niemandem das Recht zum Heiraten. Jeder Reichsgottesarbeiter mag es ruhig tun, wie es sämtliche Apostel taten. Er möchte da völlige Freiheit der Gnade walten sehen. Aber wenn nun umgekehrt jemand kommt und dem Apostel einen Vorwurf machen will daraus, dass er ledig geblieben ist, und ihm die Freiheit und Gnade des Ledigbleibens nehmen will, da setzt er sich zur Wehr. Die Gnade ist nicht an den Zivilstand gebunden. Wenn es Gott gefällt, auch einem ledigen Apostel gnädig zu sein, dann ist er ihm gnädig. Wie Paulus sich gegen die Beeinträchtigung der Gnade im Hinblick auf Israel wie ein Löwe wehrte, so wehrt er sich in diesem 9. Kapitel des 1. Korintherbriefes ebenfalls wie ein Löwe gegen die Schmälierung der Gnadenfreiheit im Blick auf den Zivilstand. Da, da wo Gottes Gnade wirkt, da gilt, was der Apostel, der Eiferer für die Freiheit der Gnade, an anderer Stelle zusammenfasst in das Wort: «Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib.» Hier ist nun schon etwas von jenem Zustand, da wir sein werden wie die Engel Gottes, hier «seid ihr allzumal *einer* in Christo Jesu» (Gal. 3,28).

Und nun? Ist die Möglichkeit des Ledigbleibens um des Reiches Gottes willen ein Trostpreis für Sitzengebliebene? Das Trostpreisverleihen wird auf diesem Gebiet so freigebig geübt, dass es verdächtig ist und die Würde der Betroffenen beleidigt. Die Gnade aber ist kein Trostpreis für Minderbemittelte, sie ist ein und dieselbe Gnade für Eheleute und für Unverheiratete. Sie ist keine höhere, aber auch keine geringere Gnade, wo sie dem Ledigen zuteil wird. Ja, es ist Gott ein leichtes, einem Menschenkind das Ledigbleiben als Gnadengabe, als Charisma auf den

Lebensweg zu legen. Der Apostel Paulus ist ohne Zweifel ein derart begnadeter Lediger. An solch begnadeten Unverheirateten kann das Wort in Erfüllung gehen: «Frohlocke, du Unfruchtbare, die du nie geboren hast. Juble laut, du, die du nie Geburtswehen hattest, denn die Vereinsamte hat mehr Kinder als die Vermählte, spricht der Herr» (Jesaja 54). Begnadete Ledige sind nicht Sitzengebliebene, sie sind vielmehr Aufgestandene. In der Ehe kann es Sitzen-, Stehen- und Liegeengebliebene geben; begnadete Ledige aber sind Menschen unterwegs zum grossen und letzten Ziel. Sie pflegen alles andere zu sein als Übriggebliebene, zum alten Eisen Geworfene, man müsste sie vielmehr Vorboten nennen, Erstlinge einer zukünftigen Zeit und Welt. Das sind diejenigen, die in besonders direkter Weise von jenem Geheimnis künden, von dem Paulus den Ephesern schreibt, es sei gross (Eph. 5,32); jenes Geheimnis vom «König und vom Bräutigam», das darin besteht, dass Jesus Christus tatsächlich der Bräutigam ist, seine Gemeinde aber die Braut und Verlobte. Es ist ein wahrhaft grosses Geheimnis, dass Christus für sein Verhältnis zu seiner Gemeinde immer wieder das Abbild der Ehe und Verlobung wählt. Die begnadeten Ledigen sind es, die vorausseilen, jener grossen Hochzeit entgegen, die zwischen dem Königsbräutigam und seiner Gemeinde am Ende der Zeit fällig ist.

Und nun eine ganz realistische einzelne Frage: Wie steht es nun um euch, liebe Ledige, die ihr noch hoffen könnt, euch zu verheiraten, falls sich euch dazu die Gelegenheit bietet? Die ihr noch vorehelich seid und früher oder später heiraten werdet? Oder gar schon Bekanntschaft habt? Gilt euch das siebente Gebot auch? Und wenn ja, wie gilt es euch?

Wie sollte es für euch nicht gelten! Es gilt für euch in dem Sinne, dass ihr vor der Ehe auf das verzichtet, was der Ehe vorbehalten ist, und euch das Letzte nicht gebt. Wenn Verlobte sich etwa gegenseitig bei Verwandten oder

Bekanntem vorstellen, dann pflegen sie es mit den Worten zu tun: «Mein Zukünftiger», «meine Zukünftige». Ein grosses Wort! Wenn es mehr sein soll als eine Redensart und Lüge, dann möge es wirklich dein Zukünftiger, deine Zukünftige sein und nicht schon dein Gegenwärtiger, deine Gegenwärtige. Es gilt da vor allem jeder männlichen Schwerenötereit tapfer zu widerstehen. Wer aber das Zukünftige als Raub vorwegnimmt, wisse, dass er damit den Boden der Verantwortlichkeit verlässt und sich auf den Weg des Abenteurers begibt, dass jede derartige Vorwegnahme eine Hypothek und Belastung einer zukünftigen Ehe bedeutet und dass ausnahmslos das Mädchen nicht nur den leiblichen, sondern vor allem den seelischen Schaden zu tragen hat. Wir sehen heute die Ruinen alter Burgen und lesen mit Schauer und Gruseln Geschichten aus der unseligen Raubritterzeit. Die alten Burgen sind gebrochen; die Raubritter aber treiben heute ihr Wesen nicht mehr hoch zu Ross, sondern per Auto, per Rad oder zu Fuss, indem sie in Dörfern und Städten rauben, was der Zukunft gehört. Ich will euch nicht moralen, moralen hilft nichts; aber kämpfet doch den Kampf, Zukünftige zu bleiben! Es ist eine grosse, eine strahlende Sache um die Zukunft. Verwelket und vergreiset nicht, bleibt Menschen des Morgens, mit einem Wort: bleibt – jung. Ihr werdet den Kampf um eine unberührte Zukünftigkeit nicht bereuen und werdet darin einen kräftigen Beistand haben in jenem einmaligen Zukünftigen, im grossen, letzten Bräutigam.

Was aber sagen wir denen, die nicht als freiwillig Begnadete ehelos blieben und deren Hoffnung auf eine Ehe endgültig zunichte wurde, also den unfreiwillig Ehelosen? Sie sind ein grosses Heer. In der Schweiz ist's nach dem Zahlenverhältnis der Geschlechter je die dritte Frau, in kriegsgeschädigten Gebieten können es gar fünf und sechs Frauen sein auf einen Mann. Und sie? Müssen sie das werden, was man einen Hagestolz¹⁾ und Sonderling nennt?

Sind sie verurteilt, das zu sein, was der Volksmund mit einer «alten Jungfer» meint? Bestimmt nicht! Für sie fällt die Entscheidung darin, ob sie sich dem Himmelreich und seiner Gnade verschliessen und sich damit auch den Weg zu den Mitmenschen krampfhaft verbauen – oder aber, ob sie sich der Gnade Gottes öffnen und damit auch den Menschen gegenüber zugänglich und offen bleiben. Hier fällt für euch, die ihr nicht heiraten könnt und doch möchtet, die Entscheidung darin, ob ihr euer Los als bitteres und blindes Schicksal durchs Leben schleppt, bald trotzig und rebellisch, bald verzagt und verzweifelt – oder aber, ob ihr dieses Los mit beiden Händen als Kreuz, das euch von Gott auferlegt ist, anfasst. Dies Kreuz will euch darum segnen, weil denen, die Gott lieben, alle Dinge, auch ungewollte Ehelosigkeit, zum Besten dienen muss. Unvergessen bleibt jene Zeugin der Kreuzesgnade Christi für alle gezwungenermassen Ledigen. Sie hiess Sophie und war eine alte Kunststopferin. Mit feinem Humor konnte sie etwa erzählen, wie sehr sie sich einst gehärmt habe, nicht heiraten zu können, ja sie trug da eine tiefgehende Narbe in ihrer Seele. Sie wohnte im Parterre jenes Hauses, in welchem acht Familien mit Kindern ein und aus gingen. Ihr Arbeitsstübchen lag dicht neben der Haustür. Wenn man an all die Holzböden denkt, die da vor allem zur Winterszeit treppauf und treppab «trogelten», an das Verschmieren des Hausganges und der Türvorlagen, an das Schletzen der Türe, dann stellt man sich solch eine alte Jungfer leicht vor als eine, die sich über die Verderbnis der modernen Jugend ereifert, den hochroten Kopf zum Fenster hinausstreckt und über die Gasse keift. Aber die alte Sophie war keine alte Jungfer. Im ganzen Haus und in der Nachbarschaft hiess sie kurz «die Tante». Es lag bei ihr stets ein Apfel, oder ein Würfelzucker, oder eine Erdbeere bereit. Nicht aber, dass sie etwa nur die billige Verwöhnerin gespielt hätte; sie half kräftig erziehen. Zuoberst im Haus wohnte ein Fritz. Was

wohl aus ihm geworden ist? Er war einziges Kind, die Eltern konfessionslos. Zu diesem kleinen Schlingel hatte sie ein besonderes Verhältnis. Einst log er sie brandschwarz an. Als er aus der Kleinkinderschule heimkam und unten hereinguckte, lag kein Butterbrot bereit, wohl aber bekam er den Bescheid, er solle in der Küche nachsehen, dort stehe etwas für ihn. Nach einiger Zeit kam der Kleine zurück und sagte, es stehe nur ein Glas Wasser dort. Das eben stehe für ihn bereit, erwiderte sie; er habe etwas Dreckiges im Mund gehabt, habe gestern gelogen, nun solle er seinen Mund gründlich spülen. So nahm Tante Sophie den Kleinen aus dem oberen Stockwerk in die Kur. Nicht nur dieser Fritz, viele, sehr viele Menschen tragen diese alte Ledige in der Erinnerung. Sie hat ihnen einen Segen ins Leben gelegt. Die Unfruchtbare wird Mutter vieler Kinder.

Aber Lob und Preis in alle Ewigkeit sei dem Gott, dessen Gnade grösser ist als alle menschliche Verstümmelung, grösser als alle Unzulänglichkeit und Sünde in und ausserhalb der Ehe.

Das achte Gebot

Du sollst nicht stehlen. 2. Mose 20,15

Das Eigentum

Es ist klar, dass wir uns nicht nur bei der Auslegung des siebenten Gebotes auf heute besonders heissem Boden befanden, sondern dass nun auch mit diesem achten Gebot ein heikles Thema angeschnitten ist. Wenn es dort ums Blut ging, dann geht es hier ums Geld. Gott mischt sich mit diesem achten Gebot gleichsam in unsere Geldangelegenheiten ein. Wenn es aber ums Geld geht, dann pflegen wir nicht viel Spass zu verstehen und trauen dann jeweiligen nicht dem Erstbesten. Ja, wenn der liebe Gott so eine Art bernischer Fürsprecher und Notar wäre, an den man sich in sämtlichen Vermögens-, Erbschafts- und Steuerangelegenheiten «vertrauensvoll wenden» könnte, der einen durch alle Fährnisse der Gesetzgebung hindurch zu lotsen verspräche. – Aber weil wir nun nicht so ganz sicher sind, dass der liebe Gott ein solcher «Mann unseres Vertrauens» wäre, darum sähen wir es eigentlich lieber, wenn er, was unsere Geldangelegenheiten anbetrifft, von uns Distanz nähme. Aber wenn es ihm gefällt, mit diesem achten Gebot sich um unser Portemonnaie zu interessieren, wer kann ihn daran hindern? Das wäre eine erste Vorbemerkung.

Und nun noch eine zweite: Wir müssen beachten, dass das Geld, um das es in diesem achten Gebote geht, ja weder nur ein harmloser Fetzen Papier noch nur ein glänzendes Metallstück ist. Die Dinge hier so sehen wollen, hiesse das achte Gebot gründlich verharmlosen. Geld ist eine geistige, eine teuflersähnliche Macht. Jesus sagt selten von etwas, dass man sich davor hüten solle; vom Gelde freilich sagt er

das. Er redet vom Gelde wie von einer gefährlichen Persönlichkeit und gibt ihm den Namen eines heidnischen Gottes, indem er es «Mammon» nennt. «Niemand kann zweien Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon» (Matth. 6). Es ist darum klug, wenn wir beim Nachdenken über «Du sollst nicht stehlen» gleich in Rechnung stellen, dass höchstwahrscheinlich der Teufel hier seine Hand besonders kräftig im Spiel zu haben gedenkt. Dass es darum gilt, sich hier zum vornherein vorzusehen. Die Macht der Finsternis, die Macht der Verführung, ja die Macht der Verblendung wird hier zünftig am Werk sein. Diese Geistesmacht des Geldes wird sehr für die nötige Erschwerung des Verständnisses dieses achten Gebotes sorgen. Ja, wenn Gott nicht selber seiner Gemeinde das Verständnis und die Willigkeit gibt, hier zu hören und zu gehorchen, dann wird sich in uns und unter uns ein geheimer Widerstand gegen dieses Gebot mobilisieren, so dass alles, was hier gesagt werden wird, zum einen Ohr hineingeht und zum anderen wieder hinaus. Wenn jetzt nicht das Wunder geschieht, dass wir hören können, dann wird keiner von uns dieses Gebot so hören, wie es nach Gottes Willen gehört werden soll.

Nun aber, nach diesen zwei nicht überflüssigen Vorbemerkungen das Gebot selber! «Du sollst nicht stehlen!» Das ist merkwürdig simpel und einfach gesagt. So einfach, dass es da nichts zu deuten und zu fragen gibt. Wo es sich um Diebstahl handelt oder gar um gewaltsamen Diebstahl, um Raub, da ist die Auslegung dieses Gebotes denn auch sonnenklar. Die Anwendung des Verbotes ist dann Sache der menschlichen Gerechtigkeit, Aufgabe des Strafrichters. Aber eben, nun gehört es zum Heiklen an diesem Gebot – schon das müsste uns stutzig machen –, dass diese klaren Fälle eigentlich die seltenen, die Ausnahmefälle sind. Einer

von hundert ist so klar, dass er dem Strafrecht kann überwiesen werden. Dazwischen aber ist das breite Feld des menschlichen Erwägens und Werweissens: Ist es gestohlen, oder nur genommen, oder nur stibitzt? Ist es ganz und wirklich gestohlen, oder nur halb, oder nur so, dass ein überforderter Käufer entrüstet ausruft: «Das ist nun aber gestohlen!»? Ein verdächtig breites Niemandsland der neunundneunzig Zweifelsfälle! Wahrlich, es ist der Macht und List des Geldgeistes gründlich gelungen, im Hinblick auf das achte Gebot die Gewissen in Unsicherheit und Verwirrung zu versetzen. In einer der Abstimmungen über ich weiss nicht mehr welchen Gesetzesentwurf hörte man vor einiger Zeit während der Abstimmungskampagne von gegnerischer Seite den Einwand, es seien im Gesetz mehrere «Kautschukparagraphen» enthalten, Bestimmungen, die nicht klar genug umschrieben sind, und darum nach Belieben könnten gedreht und gedehnt werden. Gott hat keine Kautschukparagraphen. Das Gebot ist bündig und klar: «Du sollst nicht stehlen.» Aber der Mensch hat in seiner Besitzbefangenheit aus dem alten Gebot eine Art Kautschukparagraphen gemacht. Es ist darum jetzt unsere Aufgabe, diesen gefährlichen Tatbestand auf wenigstens drei der wichtigsten Lebensgebieten nachzuweisen. Wir tun das mit dem heimlichen Seufzer: Heiliger Geist, gib, dass wir heute deinem Walten und Wirken zugänglich sind.

Da ist einmal das weite Feld der Berufsethik, der Arbeitsmoral. Wie weit gehen hier die Ansichten über das, was gestohlen heisst, auseinander! Wir denken an jenen Beamten, der nicht nur selber vermeidet, während der Arbeitszeit nach Hause zu telefonieren, weil er weiss, dass er damit seinen Untergebenen ein schlechtes Beispiel zur Nachahmung gäbe, der sogar mit seiner Frau die Abmachung getroffen hat, auch sie solle es unterlassen, ihm je zu telefonieren, weil der Arbeitgeber (in diesem Falle war es sogar der Staat!) nicht geschädigt werden dürfe. Das ist

Arbeitsmoral. Wir denken aber demgegenüber an jenen anderen, der fröhlich während der Geschäftszeit einen fünfseitigen Privatbrief schreibt, sich dafür den Lohn bezahlen lässt, und am Schluss des Briefes sich erst noch naiv verrät, offenbar völlig ohne innezuwerden, dass er sich damit als Schelm preisgibt. Oder aber wir denken an jenen Handlanger auf dem Bauplatz, der einen Neuling am ersten Morgen dahin instruiert, er solle dann nicht etwa ein «Löhl» sein und den ganzen Tag krüppeln. Er solle zwischendurch ruhig ein wenig «flohnen»; nur eines wolle er ihm raten: Der Polier müsse, wenn er prüfend über den Werkplatz schaue, immer Bewegung sehen. Darum müsse man eben immer für Bewegung sorgen, und wäre es auch nur, indem man zum Vorwand die Schaufel putze oder die Nase schneuze. Aber wir denken auch an jenen anderen Bauarbeiter, der sich drei Wochen lang bis zum Umfallen ins Zeug legt, weil es gilt, eine vertraglich auf Termin bestellte Arbeit zu forcieren, wobei jede Viertelstunde wichtig ist, damit der Brotherr nicht durch Überschreitung des Termins zu schwerem Schaden kommt. Eher gibt er seine Gesundheit preis, als dass er seinen Arbeitgeber schädigen helfe. So weit gehen offenbar die Ansichten übers Stehlen auseinander. Das achte Gebot aber ist kein «Kautschukparagraph». Es lautet unzweideutig: «Du sollst nicht stehlen.»

Seltsam elastisch sind die Begriffe auch auf dem Gebiete der geschäftlichen Redlichkeit und Reellität. Es kommt mir da jener fast übergewissenhafte Bauersmann in den Sinn (seine Frau hat es mir hernach erzählt), der mit dem Fuhrwerk zur Stadt fährt. Das vierjährige Vreneli darf mit; es sitzt neben dem Vater auf der Rossdecke. Und wie sie nun an einem fremden Gartenzaun vorbeifahren, zupft der Vater, aus lauter Freude an seinem Kind, im Vorbeigehen ein rotes Röselein ab und steckt es seinem Kind ins blonde Haar. Aber kaum hat er das getan, schlägt ihn das Gewis-

sen: Hast deinem Kinde eine schlechte Lektion gegeben über Mein und Dein, hast es stehlen gelehrt. Aber daneben gibt es jene Bäuerin, von der mir letzthin ein Kollege erzählte. Er läuft eben dazu, wie sie, vor dem Scheunentor sitzend, mit zwei Körben voller Baumnüsse hantiert. Sie rüste z'Märit. Die hier im kleinen Korb, das seien letztjährige, sie seien leider alle hohl; die da im grossen Korb, das seien diesjährige, sie seien durchwegs kerngesund. Und nun mischle sie die letztjährigen unter die diesjährigen. Und das erzählt sie ihrem Seelsorger in treuherziger Ahnungslosigkeit, ohne zu merken, wozu man denn hier erröten solle. Auch dies Verhalten verrät eine Geschäftsmoral. Dabei aber ist zu beachten, dass es sich hier um kleine Leutchen handelt und um kleine Quantitäten. Das «Mischeln» aber geschieht noch ganz anders im Grossen, so dass man oft an das Wort von den kleinen Dieben denkt, die man hängt, und von den grossen, die man laufen lässt. Im grossen Massstab pflegt man mit Prozentsätzen zu arbeiten, mit halben und Viertelsprozenten; man sagt dort dem, was die Bauersfrau «mischeln» nannte, «Zusatz». Wenn wir an die nicht enden wollende Reihe von «Skandalen und Affären» denken, wobei nicht selten Firmen mit Namen und von moralischem Kredit hinein verwickelt sind, dann hat man manchmal den Eindruck, es gehe heute (natürlich Ausnahmen immer vorbehalten) nicht mehr darum, weiss weiss zu nennen und schwarz schwarz, sondern es handle sich im heutigen Geschäftsgebaren weithin darum, sich nicht erwischen zu lassen, es gehe um den Versuch, wie weit man es treiben könne, um gerade noch durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen, es gehe nach dem fatalen Grundsatz: «Was nicht verboten ist, das ist erlaubt.» Da wird Diesjähriges und Letztjähriges gemixt, da wird Hohles und Vollwertiges gemischt. Von den hohlen und vollwertigen Nüssen der kleinen Bäuerin geht ein direkter Weg zu den hohlen Käseschachtelböden

und zu den hohlen Schokoladepackungen, zur ungenau deklarierten Milchkanne und zum nicht vollwertigen Läusepulver. Solche Praktiken werden eine Zeitlang geübt, und dann üben auch andere sie, und im Hui gelten sie als allgemein üblich und somit erlaubt, so dass sogar die Kontrollorgane unsicher werden könnten über die Grenze zwischen Betrug und Redlichkeit. Es ist ein magerer Trost, dass dem nicht erst heute so ist, dass schon Luther bei der Auslegung dieses Gebotes in den Stosseufzer ausbricht: «Die Schelmerei ist das weitest verbreitete Handwerk auf Erden, die grösste Zunft; wenn man in die Welt schaut, durch alle Stände hindurch, dann kommt sie einem vor wie ein grosser Stall voller Diebe.» Gott aber sagt in seinem Gebot, dass auch im Blick auf geschäftliche Redlichkeit in Geltung bleibt: «Du sollst nicht stehlen.»

Neben der Arbeits- und Geschäftsmoral wäre als drittes Gebot das Finanzgebahren überhaupt zu nennen, ganz allgemein unsere Stellung zum Besitz. Gott schützt mit dem achten Gebot das Eigentum. Er schützt es gegen Diebstahl jeglicher Art, und dessen sind wir froh. Aber sofort erhebt sich hier ein ganzer Sturm von Fragen: Schützt Gott alles Eigentum, auch das ungerechte? Schützt Gott mit dem achten Gebot, wie das in der traditionellen Auslegung als beinahe selbstverständlich angenommen wird, nur den Besitzenden vor dem Zugriff des Habenichtes, gleichsam vor dem Dieb von unten? Oder aber schützt Gott mit diesem Gebot nicht auch und sogar vorab den Habenichtes gegen den Zugriff des Besitzenden, also gleichsam vor dem Dieb von oben? Und weiter erhebt sich die Frage: «Was heisst überhaupt gerechtes und ungerechtes Eigentum?» Wo fängt das Eigentum an, ungerecht zu sein? Wir denken dabei an das weite Gebiet des arbeitslosen Einkommens, des Zinswesens, der Rendite und der Dividende. Wo fängt da das ungerechte Einkommen und der Diebstahl am Volksganzen an? Oder gibt es da überhaupt keine

Grenzen, da man mit Recht feststellen müsste: «Das ist nun gestohlen!»? Unbegreiflich, oder vielleicht nur zu begreiflich aber ist eine Beobachtung, die einem im Zusammenhang mit dem achten Gebot sehr zu denken gibt. Es ist geradezu verblüffend, wie sehr die Leute im Allgemeinen in Geldangelegenheiten zum Heimlichtun neigen. Man ist regelrecht versucht, ans Wort vom «Dieb in der Nacht» zu denken. Die Verborgenheit des Finanzgebarens wird mit grösster Sorgfalt gepflegt und gehütet. Aus welchem Grund? Finanzmann werden hiesse, sich mit einer Geheimwissenschaft einlassen. Und wer sich von diesem Okkultismus des Geldes fernhält, bleibt seiner Lebtag der Dumme. Von den Leuten der grossen und der kleinen Finanzwelt hat man auch immer wieder den peinlichen Eindruck, es gebe auf Erden wie im Himmel kein Geheimnis, das ihnen heiliger wäre als das Bankgeheimnis. Aus welchem Grunde all diese Heimlichtuerei? Was scheut eigentlich da das helle Tageslicht? Ja, man spricht hier geradezu von der «verborgenen Hand», die, ohne dass der Uneingeweihte es merkt, Arbeitslosigkeiten, Krisen und Kriege auszulösen vermag. Aber mögen wir Menschen immer von der «verborgenen Hand» reden, für Gott gibt es nicht einmal verborgene Herzen, geschweige denn «verborgene Hände». Sein Gebot, dass man nicht stehlen soll, gilt für Herzen und Hände, ob sie sich dem Blick und der Kontrolle der Menschen entziehen, oder aber Gott allein sichtbar sind.

So wird im Lichte dieses achten Gebotes schliesslich ein grundsätzliches biblisches Wort fällig über den Besitz überhaupt. Man sagt etwa mit einem gewissen Recht, das Stehlen fange in der Regel im kleinen an, um sich in der Folgezeit auf immer grössere Beträge auszudehnen. Wir könnten aber mit noch besserem Rechte sagen, alles Stehlen fange gross an, und zwar ganz gross, mit einem Grunddiebstahl, mit einem Anfangsstehlen; und dieser

Initialraub wäre ein Raub an Gott! Die Bibel sagt nämlich, dass alles Eigentum, Silber und Gold, ja selbst «die Erde und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnt», Gottes ist. Im Lichte der Bibel sind wir Menschen streng genommen überhaupt keine Besitzer, wir sind Lehensleute. Bei uns im Bernbiet weiss man im allgemeinen gar wohl Bescheid über die Kompetenzen und auch über die Grenzen, die einem «Lächema», gesetzt sind; warum pflegen wir so schlecht Bescheid zu wissen über das, was Gott gegenüber «anvertrautes Gut» heisst, wo wir Menschen doch ausnahmslos Pächter, Lehensleute sind? Ja, ist es nicht bezeichnend, dass durch unseren Missbrauch schon das Wort «Besitz» in Verruf gekommen ist und darum einen sehr anrühigen Klang bekommen hat? Besitzen, das kommt daher, dass man auf etwas sitzt, wenn man auf seiner Habe hockt so wie die brütende Henne auf den Eiern. So hocken wir auf dem Unsrigen und besitzen es. Wir haben vergessen, wir müssen uns wieder ganz anders daran erinnern lassen, dass Gott allein der Besitzer ist. So gibt es ohne Zweifel ein sündhaftes Verhalten dem Besitz gegenüber, da das Gebot, dass man nicht stehlen soll, schon dem schlichten Hab und Gut gegenüber in Kraft und Geltung treten kann.

Es ist aktuell und dringlich, diese geistigen Zusammenhänge zu erkennen. Es mag viele Fragen über die Gesundung des Wirtschaftslebens geben, die jetzt brennend geworden sind: Etwa die Frage des Geldzinses, wie die Freiwirtschaftslehre sie vorträgt; oder die Frage des Wirtschaftssystems, worüber die Diskussion in vollem Gang ist, ob liberales «laissez faire, laissez aller», oder gelenkte Wirtschaft? All diese Fragen sind wichtig, sie scheinen uns aber wie alle Fragen der Technik nicht von letzter Wichtigkeit zu sein. Die Frage Nummer eins scheint uns jetzt das Problem der Anwendung des achten Gebotes aufs Wirtschaftsleben zu sein, ganz schlicht und menschlich die

Frage nach Treu und Redlichkeit. Das hat schon unser Jeremias Gotthelf vor drei Menschenaltern geschaut, wenn er es schon damals «die Schicksalsfrage Europas» nennt, ob die Menschen der Armut und ihrer schrecklichen Folgen Herr werden im Haushalt der Einzelnen und der Völker. Frage Nummer eins für jedes Wirtschaftssystem bleibt, ob die Menschen, die es handhaben, redliche Menschen oder gewissenlose Profiteure sind. Wenn über Treu und Redlichkeit im Wirtschaftsleben ein ernsthaftes Umdenken im Sinne des achten Gebotes nicht schon zu spät ist, dann eilt es jetzt.

Wie ein vor Gott verantwortungsbewusster Verwalter seines Eigentums aussehen dürfte, mag durch den Hinweis auf einen Mann klar werden, der nicht in allzu weiter zeitlicher und örtlicher Ferne gelebt hat. Er hiess Ernst Stähelin und ist vor einigen Jahren in Basel gestorben. Ein schwerreicher Mann, Besitzer einiger Millionen. Im Volke trug dieser Mann den Übernamen «der Huszins-Stächeli». Wenn man etwa in einer Unterrichtsklasse vom «Huszins-Stächeli» erzählt und nach dem mutmasslichen Grund dieses seltsamen Beinamens fragt, dann pflegt jedesmal prompt genug die Antwort zu kommen, weil dieser Mann viele Renditenhäuser besessen und die armen Leute mit dem Hauszins bedrückt habe. Aber es ist umgekehrt. Ernst Stähelin hat seinen Übernamen im Volksmund seiner Vaterstadt bekommen, weil er so vielen armen Leuten mit dem Hauszins ausgeholfen hat. Ich habe persönlich noch nicht wenig arme Leute gekannt, die segnend an diesen Verstorbenen denken. Von diesem Mann bekommt man den Eindruck, er sei nicht Besitzer, sondern Verwalter seiner vielen Güter gewesen. Jedenfalls, wenn es zahlreiche solcher «Huszins-Stächeli» gäbe, dann müsste uns um die Zukunft Europas nicht bange sein, und wegen des Gewaltkommunismus gäbe es dann weder schlaflose Nächte noch graue Haare. Wir müssen kleine, mittlere und grosse

«Huszins-Stächeli» werden. Es ist hohe Zeit, das achte Gebot in diesem Sinne zu beherzigen.

Aber nun noch ein Letztes: «Wir müssen – wir müssen – wir müssen» – können wir? Sitzt der Schaden nicht zu tief? Tönt die Aufforderung zur Umkehr auf diesem Gebiet in die heutige Völkerwelt hinein nicht fast, wie wenn man einem schwer Gefässkranken, einem Sklerotiker, im letzten Stadium zurufen würde, er müsse wieder jung werden? Können wir? Das ist die Frage. Gott kennt die Männer und Frauen, die mit heissem Bemühen darum ringen, dies achte Gebot in Arbeit und Beruf, ja auch im Geschäfts- und Finanzgebaren zu halten. Gott kennt die Menschen guten Willens, die wissen, was es heisst, in dieser Zeit und Welt zu den «Dummen» zu gehören. Ja, es entspricht manch einer Erfahrung aus der Seelsorge und ist darum unsere Überzeugung, dass sagen wir einmal zwischen der Last dieses achten Gebotes und dem auffälligen Wegbleiben der Männerwelt aus Predigt und Gottesdienst tiefe verborgene Zusammenhänge vorhanden sind. Gott kennt die bestimmt nicht wenigen Männer, die wie weiland die Zöllner es längst nicht mehr wagen, einen Fuss in den Tempel hinein zu setzen, weil sie notorisch am Gebot, dass man nicht stehlen soll, rückfällig wurden und auf diesem Gebiet mit Gottes Gebot im Konflikt sich befinden. Wir hörten in den vergangenen Jahrzehnten nicht selten aus tiefer Mutlosigkeit heraus die Frage: «Kann man das überhaupt – nicht stehlen?»

Der liebe Gott kennt die Not dieser Frage. Er denkt nicht entfernt daran, tatlos und mutlos ihr gegenüber klein beizugeben. Darum hat er etwas Einmaliges, etwas Ganzes unternommen. Er hat ein Opfer gebracht, das ganze Opfer seines Sohnes. Er unterscheidet sich darin von allen Göttern und Götzen aller Zeiten und Orte. Alle Menschengötter sind stark im Nehmen. Götter fordern Opfer. Der Gott aber, zu dem wir beten, ist stark im Geben. Er bringt

Opfer. Und sein Opfer ist sein Bestes, sein Sohn. Seit diesem Opfer gibt es nicht nur ein Nehmen, sondern auch ein Geben, ein wirkliches Geben in der Zeit und Welt. Ein Tisch steht bezeichnenderweise in der Mitte der Kirche, in welcher das achte Gebot verlesen wird. Gott ladet ein zu diesem Tisch. Gott gibt. Solange Menschen leben, die diesen Gott kennen, so lange wird das heilige Wissen davon nicht aussterben, dass «Geben seliger ist denn Nehmen». Und solange werden jene Leute nicht aussterben, welche «dumm» sind, «sanftmütig» heissen und darum selig gepriesen werden, weil sie «werden das Erdreich besitzen».

Das neunte Gebot

Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. 2. Mose 20,16

Die Menschenwürde

Ganz hinten in der Bibel, am Schluss des letzten Buches, wird einer erwähnt, der nach seiner Haltung einen Sieger, einen Triumphator, darstellt. Seine Augen, heisst es dort, sprühen wie Feuerflammen; aus seinem Munde geht ein Schwert (das Wort Gottes wird in der Bibel das Schwert des Geistes genannt). Auf seinem Haupte trägt er viele Kronen, und sein Reittier ist ein schneeweisses Pferd. Unter dreien verschiedenen Malen wird sein Name genannt, jedes Mal in anderen geheimnisvollen Worten: Er heisst «Treu und Wahrhaftig». «Sein Name heisst das Wort Gottes.» «Er hat einen Namen auf sein Kleid geschrieben, der heisst also: Ein König aller Könige und ein Herr aller Herren.» Diesen König der Wahrheit, welcher als der letzte Sieger bezeugt ist, gilt es jetzt, da wir dem neunten Gebote gegenüberstehen, sorgfältig im Auge zu behalten. Wir sind nämlich mit diesem neunten Gebot jetzt ganz schlicht gefragt, ob wir Leute seien, die daran glauben, dass der König der Wahrheit Sieger, letzter Sieger sein wird.

Dass die Wahrheit siegt, das gilt es zu glauben; denn der Sieg gehört ja der Wahrheit in dieser Welt nicht ohne weiteres, nicht gleichsam selbstverständlich. Die Wahrheit ist ja jetzt und hier in Frage gestellt. Sie ist ja angefochten, wird mit Füßen getreten. Schon die äussere Gestalt des neunten Gebotes weist darauf hin. Es hat die Form des Verbotes, die Form der Abwehr: Du sollst nicht das tun,

wozu du offenbar geneigt bist, Mensch! Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Du sollst die Wahrheit sagen. Die Wahrheit muss somit geschützt werden. Sie ist offenbar sehr gefährdet. Tatsächlich, wo immer es um die Wahrheit geht, da ist Gefahr im Verzug. Da ist es wie beim Signal an jenem herrlichen Punkt zuoberst auf dem Gurten, wo die Worte angeschrieben stehen: «Achtung, Blitzgefahr!» Die Wahrheit ist ja nicht heimisch oder gar geliebt unter uns. Sie lebt unter den Menschen wie eine Fremde, mit unverständenen Manieren und unverständener Sprache. Sie lebt in einsamen Dachstuben, sie lebt in wenig beachteten Menschenzirkeln, in verachteten Minoritäten, in Blättchen, die um ihre Existenz kämpfen, weil ihre Abonnenten nicht zählen, sondern wiegen. Ja, die Wahrheit lebt zeitweise gar in der Verbannung, oder in den Gefängnissen. Schliesslich ist der Mann, der gesagt hat: «Ich bin die Wahrheit», der gleiche, von dem es heisst: «Er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf» (Joh. 1,11). Und «er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte». Er ist gekreuzigt worden. Die Wahrheit ist jetzt und hier nicht ohne weiteres Siegerin. Jener König aller Könige, jener letzte Sieger – das sei nicht übersehen! – trägt unverkennbare Spuren vorangegangener Kämpfe an sich. Seine Kleider, heisst es, sind mit Blut bespritzt. Die Wahrheit siegt. Die Wahrheit wird der letzte Sieger sein. Aber vorerst gilt es das zu glauben.

Was in aller Welt aber soll denn an der Wahrheit so gefährlich sein? Kann man denn nicht auch Umgang mit der Wahrheit pflegen, ohne dass es gefährlich wird? Gewiss! Und das tun wir, sogar ausgiebig. Es gibt dafür ein probates, ganz sicher wirkendes Mittelchen. Dieses besteht darin, dass man die Wahrheit verbreitert, dass man sie allgemein formuliert, dass man sie einhüllt ins Gewand des Jedermann, der Zeitlosigkeit und Abstraktion. Mein Grossvater hat mir einmal, als ich noch ein ganz kleiner

Bub war, beigebracht, wie man es anstellen müsse, damit beim Nägeleinschlagen das Holz nicht splittere. Man müsse nur dem Nagel die Spitze etwas nehmen, sei es, indem man sie vorn ein wenig abklemmt, oder indem man sie ein wenig umbiegt, oder auf einem Stein oder Eisen etwas breitschlägt. Auf diese Weise werde das Nageln ungefährlich. Genau so aber haben wir Menschen es weithin mit der Wahrheit. Wir brauchen ihr nur ein klein wenig die Spitze zu nehmen, brauchen sie nur ein bisschen zu verbreitern und zu verallgemeinern, dann wird sie ungefährlich. So, durch Verallgemeinerung, kann man sein Leben lang sich mit der Wahrheit befassen, kann sich im philosophischen Nachsinnen um sie mühen, man kann von den Kanzeln allgemeine, ewige Wahrheiten predigen, die keine Spitze haben, niemanden treffen, aber auch niemanden angehen, niemanden verletzen, aber auch niemandem helfen. Man kann in seiner Denkerstirne fuderweise, tonnenweise Wahrheit aufspeichern aber... Wahrheiten dozieren oder «die Wahrheit sagen», das ist zweierlei.

Es ist aber das Merkmal der Bibel, und somit auch unseres neunten Gebotes, dass es uns verwehrt ist, ins weite Feld der Unverbindlichkeiten auszuweichen. Das neunte Gebot sagt die Wahrheit konkret. Es steht darin das eine, gewichtige Wort: Der Nächste. Die Wahrheit wird hier an den Nächsten geknüpft. Es ist ja auffällig: Nach den vorangehenden Geboten (du sollst nicht töten, ehebrechen, stehlen) erwartet nun doch jedermann, dass es in dieser allgemeinen Form weiterfahre: «Du sollst nicht lügen»; aber nein, es heisst nicht so, es heisst gebunden an den Nächsten: «Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.» Die Wahrheit ist hier an die Begegnung mit dem Nächsten, das heisst, an die Liebe geknüpft. Diese Tatsache verleiht ihr Entscheidungscharakter, macht die Wahrheit aus einer blassen Idee zu einem realen Ereignis. Wo es gilt, dem Mitmenschen, dem Nächsten zu begegnen, da wird die

Wahrheit vom Wolkenkuckucksheim der blossen Spekulationen heruntergeholt auf die Erde. Gott pfeift offenbar auf unsere «ewig gültigen Wahrheiten», er will aber, dass gerade jetzt und hier das gesagt werde, was jetzt und hier nicht darf verschwiegen bleiben. So enthält das neunte Gebot seine Aktualität von dem einen entscheidenden Wort «Nächster» her. Es ist die Aktualität des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, die sich hier meldet.

Man kann das Gebot freilich auch durch das Gegenteil verharmlosen, nicht durch falsche Verallgemeinerung und Verbreiterung, sondern durch falsche Spezialisierung und Verengerung. Man kann aus ihm zum Beispiel eine kleine Moral für die Kinderstube machen. Dass man nicht lügen soll, dass man im Sinne einer Tugend wahrheitsliebend sein soll... «Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.» Diese Moral für grosse und für kleine Kinder ist sicher hier auch mit eingeschlossen und inbegriffen. Oder aber man kann das Gebot verengern, indem man es nun auch auf die notorischen Lügner zuspitzt. Sie sind hier bestimmt auch angeredet, die notorischen Lügner. Aber, ob sie in erster Linie oder gar ausschliesslich angeredet sind? Sind sie denn nicht schon gezeichnet und bestraft genug? Der Lügner wird doch von selbst auf der ganzen Linie, persönlich, familiär, gesellschaftlich und geschäftlich derart vertrauensunwürdig und kreditverlustig, dass es unseres Eselstritts wahrhaftig nun nicht noch extra bedarf, er ist getreten genug. Nein, es steht hier gegen alle falsche Verallgemeinerung, aber auch gegen alle falsche Spezialisierung einfach und schlicht: Der Nächste. Du sollst dem Nächsten mit dem Gebrauch des Wortes nicht schaden, du sollst dem Nächsten mit dem Gebrauch, den du von der Rede machst, helfen. Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten, wider den ersten Menschen, mit dem es draussen zur Begegnung kommt, jetzt dann gleich, in zwanzig Minuten, oder

morgen im Geschäft, wider den Nächsten schlechthin.

Wir müssen noch einen Augenblick der Tatsache Beachtung schenken, dass es im neunten Gebot um den Gebrauch des Wortes geht. Oberflächlich gesehen könnte man vielleicht denken, es gehe bei diesem neunten Gebot nun nicht mehr um die Tat wie beim Verbot des Tötens, des Ehebruchs und des Stehlens, und darum sei es gleichsam von geringerem Gewicht. Es gibt tatsächlich Auslegungen der Gebote, bei denen man den Eindruck nicht loswird, die Haupteinte sei jetzt unter Dach, vom neunten Gebot an folge jetzt noch eine etwas mindere Nachlese. Wir vermögen diese Verachtung des Wortes, auch des bösen Wortes, nicht mitzumachen. Ahnen wir doch kaum, wie vielen Menschen schon durch den guten Gebrauch des Wortes, durchs «rechte Wort zur rechten Zeit» entscheidend geholfen, und umgekehrt, wie viele Menschen durch den bösen Gebrauch des Wortes entscheidend geschädigt werden. Gott allein kennt die Zahl der Kinderseelen, die in zarter Jugend durch ein Wort ermordet wurden. Gott allein kennt die Existenzen, die täglich und stündlich vernichtet werden durch ein Wort. Ich denke dabei nicht an den noch harmlosen Weiberklatsch auf der Treppe oder an den Männerklatsch beim Stammtisch. Ich denke an die gewaltige Rolle, die heute das Auskunfteiwesen spielt, erinnere daran, dass wir im Zeitalter der «Gutachten» stehen, vom flüchtigen Telefonanruf bis zur Schriftanalyse und bis zur psychiatrischen Begutachtung. Da fallen Urteile über Menschen, die auf Jahrzehnte, die lebenslänglich bestimmend werden können, Urteile, die für Ehen und ganze Familien Sein oder Nichtsein bedeuten. Urteile, die eigentlich kein Mensch, die nur der liebe Gott aussprechen dürfte. Man hat oft geradezu den Eindruck, die Todesstrafe sei zwar in den zivilisierten Ländern abgeschafft, aber sie habe sich wieder eingeschlichen in der Form des «Gutachtens». Ich hörte letzthin vom Telefongespräch eines einflussrei-

chen Mannes, der über einen Ausländer Auskunft zu erteilen hatte. Darin hat er den Ausländer, einen hilflosen Mann, der sich nicht rechtfertigen konnte, erledigt. Es brauchte nicht einmal ein sechsminütiges Gespräch, einfache Taxe genügt, um ein Menschenschicksal entscheidend zu treffen. Du sollst aber, auch am Telefon, kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Du sollst nicht durch Auskünfte und Gutachten Menschen erledigen. Auch wenn du um der Wahrhaftigkeit willen Nachteiliges aussagen musst über deinen Nächsten, sollst du «z'Best» und nicht «z'Böst» reden, es soll ein Zeugnis der Wahrheit sein in der Liebe, es geschehe hilfreich und nicht zum Schaden.

Ja, man übersehe nicht die geradezu juristische Gestalt, die unser Gebot trägt. Es ist hier, genau genommen, die Situation der Gerichtssitzung, des Angeklagten, des hörenden Richters und der aussagenden Zeugen. Auch da, vor Gericht also, sollst du kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Dies neunte Gebot liefert damit einen beträchtlichen Beitrag zur Grundlage eines der wichtigen Menschenrechte, das darin besteht, dass auch der Angeklagte ein Recht auf richtiges Zeugenverhör hat. Gegen die falsche Zeugenaussage und gegen das Fehlurteil schützt damit Gott den Angeklagten. Was das für die Rechtsprechung im Zeitalter der Anwendung von Drogen im Gerichtssaal bedeutet, können wir kaum ermessen. Ich denke dabei an den internationalen Kongress der Gerichtsmediziner, der letzthin in unserer Stadt beherbergt wurde. Sie haben in moralischer Entrüstung die Anwendung von Drogen bei Gerichtsverfahren auf der östlichen Erdhälfte verurteilt, aber nicht den Mut gefunden, jegliche Anwendung solcher Mittel auch auf der westlichen Erdhälfte zu ächten. Drogen haben auf Grund des neunten Gebotes aus dem Gerichtssaal überhaupt zu verschwinden, auch in dosierter Form. Drogen sind, auch dosiert angewendet, eine

Fälschung des Rechtsverfahrens: «Du sollst aber kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.»

Der Gott, der dieses Gebot ausspricht, ist ein starker Gott. Er ist der Richter, der uns zuletzt gezeigt wird als der Sieger auf dem weissen Pferd. Die Wahrheit, vor allem auch die Wahrheit vor den grossen und kleinen Gerichten dieser Welt, mag leiden, mag sogar kämpfend unterliegen, aber sie wird auferstehen. Wir stützen uns in diesem Glauben auf denjenigen, der gesagt hat: «Ich bin die Wahrheit», und der schliesslich selber vor dem Richter steht. Wir erinnern uns an den Morgen, an dem Pontius Pilatus auf dem Richtstuhl sass, im Rhythaus, Pilatus, der Vertreter einer Weltmacht, die in besonderer Weise stolz sein kann auf ihre exemplarische Rechtspflege. Pilatus ist ein kultivierter Römer. Er trägt die Wahrheit der edlen Köpfe seines Volkes in sich. Aber an jenem Morgen, da es sich darum handelte, zur Wahrheit zu stehen, da lügt Pilatus. Er lügt, indem er die Frage stellt: «Was ist Wahrheit?» Derjenige, der ihm jetzt der Nächste wäre – dieser Nächste war zwar «nur ein Jude», aber dieser Jude ist die Wahrheit – wird von ihm zum Tode verurteilt. So erleidet Christus am Kreuz das neunte Gebot. Er stirbt, weil er die Wahrheit ist. Aber die Wahrheit lebt, weil Christus lebt. Sie lebt stärker und wirksamer als je. Über alles ungerechte Gericht wird die Wahrheit Sieger sein, Sieger auf dem weissen Pferd, letzter Sieger.

Das neunte Gebot schützt freilich den Nächsten nicht nur in seinem Recht, sondern, umfassender und menschlicher, in seiner Würde. So wie Gott im dritten Gebot (Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen) seinen eigenen Namen schützt, so hier den Namen des Menschen. Das mag uns zunächst von weniger Belang erscheinen, als wenn er in den unmittelbar vorangehenden Geboten die Familie, das Leben, die Ehe, das Eigentum des Menschen schützte. Es mag manch einen dünken, von der

Ehre habe der Mensch schliesslich nicht gelebt, wie es etwa in jenem Wort von der Gasse heisst «zuerst das Fressen, und dann die Moral». Aber das ist nun erst noch die Frage. Der Mensch lebt in höherem Masse, als wir das gemeinhin beachten, von der Achtung, die er selber vor sich hat und die andere vor ihm haben. Erst der Mensch, der die Achtung verloren hat, hat nichts mehr zu verlieren. Der Vater, der Lehrer, der Vorgesetzte, der seinen Kindern, einem Schüler, einem Untergebenen die Ehre herunterreisst, ist schlecht beraten. So lebt der Mensch nicht vom Lohn allein, sondern viel weitgehender, als wir meinen, davon, dass er an dem Posten, wo er steht, ästimiert wird und etwas gilt. Wenn wir es nicht mehr wissen sollten, Gott weiss, warum er es für nötig erachtet, die Ehre des Menschen zu schützen mit dem so gar nicht zweitrangigen Gebot: «Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.»

Aber wie, wenn einer seine Würde selber wegwirft, selber ein ehrloses Subjekt wird und die Selbstverachtung bewusst zu pflegen beginnt nach dem Wort von Wilhelm Busch: «Ist der Ruf erst ruiniert, lebt man völlig unge- niert.» Das ist möglich. Aber da ist einmal zu sagen, dass hier und gerade hier Gottes Wille, der die Würde des Menschen schützt, aufgerichtet bleibt. Gott hält an der Würde des Menschen fest auch dann, wenn dieser würdelos sich gebärdet. Vor allem aber ist hier zu bedenken, dass die Selbstverachtung, die ein Mensch treibt, für seine Mitmenschen kein Freibrief dafür ist, ihn nun auch ihrerseits herunterzumachen. An dieser Stelle taucht mir das Bild eines Mannes aus der Erinnerung auf, das mir nicht besonders angenehm ist. Er war ein richtiggehender Vagant mit allem Zubehör. Ich war damals im ersten Jahr Pfarrer, als ich in einem ungeführten Augenblick auf der Kanzel (es war in einer Weihnachtspredigt) den Namen dieses Mannes nannte. Es war nichts Schlimmes, mochte ich doch den

Genannten trotz all seiner Laster nicht schlecht; aber ich hätte doch keinen der übrigen Dorfbewohner auf der Kanzel namentlich genannt. Am Abend desselben Tages begegnet er mir, sinnlos betrunken. Aber das wusste er doch bereits und das ging aus seinem zusammenhanglosen Gestammel hervor: Man habe heute morgen auf der Kanzel von ihm geredet; man werde gedacht haben, der Kuenzi Christen vertrage das schon, an diesem sei nichts mehr zu verderben. Das Wort traf mich damals wie ein Keulenschlag. Damals ging es mir auf, was das heisst, wenn Christus, doch wohl nicht ohne Zusammenhang zum neunten Gebot, einmal sagt: «Dass wir im Jüngsten Gericht müssen Rechenschaft ablegen über jedes unnütze Wort, das wir gesprochen haben.» Wie billig ist es doch, den Verachteten blosszustellen in der Annahme, das ungestraft tun zu können! Aber man kann es nicht ungestraft tun. Es gibt einen, der die Ehre des Nächsten hütet. Er wird kommen auf einem weissen Pferd, und das Pferd ist schnell und ereilt jeden, und der darauf sitzt, heisst «Treu und Wahrhaftig», und er wird der letzte Sieger sein.

Aber wie, wenn nicht nur die Menschen selber sich verachten, wenn es nicht nur andere Menschen sind, von denen die Verachtung ausgeht, wie, wenn gar der Teufel mitwirkt bei diesem traurigen Geschäft? Und er hilft mit... und wie! Er wird in der Schrift nicht umsonst der «Verkläger» genannt, «der uns verklagt Tag und Nacht». Er reisst uns herunter, wo und wie er immer kann. Er gibt uns abwertende, nihilistische Gedanken ins Herz, Gedanken über unseren Unwert, Gedanken der Selbstwegwerfung. Ja, die ganze Menschheit, die ganze Welt reisst er uns herunter und «vernütigt» er bis zum Nichts. So kann der Teufel «falsches Zeugnis reden», indem er uns eine einseitig falsche Meinung und Einschätzung des Menschen, des Daseins, der Welt überhaupt, einbläst. Und er ist eine Macht, er ist ein ganzes Reich und hat viele Instrumente

und Helfershelfer. Er ist von Christus nicht umsonst der Oberste und Herr im Reich der Lüge genannt. Er vermag ganze Völker und Erdteile gegenseitig herunterzureissen und hintereinander zu bringen. Seine Kunst des Durcheinanderwerfens ist ungeheuerlich. Ganz besonders ausgezeichnete Instrumente in der Hand des Verklägers sind die Presse und der Rundfunk. Wenn mit Hilfe der Presse ein Mensch «erledigt» werden soll, dann erledigt sie ihn eben. Wenn die Presse systematisch darauf hinarbeitet, zwei Völker sich gegenseitig verächtlich oder gefürchtet erscheinen zu lassen, dann tut sie das eben, und mit Erfolg. Die Presse hat auch andere Funktionen, wertvolle, unentbehrliche. Aber ihr dunkles Nebengeschäft, das zuzeiten zum Hauptgeschäft wird, besteht darin, Negatives bekannt zu geben. Daher die seltsame, aber folgerichtige Erscheinung, dass Nur-Zeitungsleser zwangsläufig Pessimisten sein müssen, Menschen- und Weltverächter. Das betrifft keineswegs nur die Provinzblätter mit ihrer Vorliebe für Skandalgeschichten, «Unglücksfälle und Verbrechen». Ein Mann, der das Pressewesen aus Erfahrung kennt, hat den Satz ausgesprochen: «Die grossen Blätter sprechen in allen unwichtigen Dingen die Wahrheit, um dann, wenn sie lügen wollen, dasselbe mit um so grösserer Glaubwürdigkeit tun zu können.» «Gross Macht und viel List sein grausam Rüstung ist.»

Aber er ist gerichtet. Christus ist ihm entgegengetreten und hat ihn ein für allemal entlarvt, indem er ihn den Vater aller Lüge und den Mörder von Anfang an nannte. Und Christus hat nicht geduldet, dass Welt und Mensch in der dreifachen Schändung versinken, dass der Mensch sich selber verachte, von den Mitmenschen verachtet werde, und dass der Teufel ihm dann noch den Rest gebe; nein, Christus hat sich aufgemacht und hat sich vor die Flut von Schmach und Schande hingestellt, hat sich mitten hineingeworfen in die dunkle Brühe von Verachtung, in der einer ertrinken

müsste. Was immer einer gegen sich selber anzuklagen hat, was immer die Menschen ihm, und zwar mit Recht, vorzuwerfen haben, was immer der Verkläger noch beibringen mag, und wenn sie alle miteinander nicht nur einmal, sondern dreimal, zehnmal recht hätten, dem stellt sich Christus entgegen, indem er es auf sich nimmt. Da, am Kreuz, hat er alle Verachtung des Menschen und der Welt an sich austoben lassen. Das Blut, das da am Kreuz geflossen ist zur Wiederherstellung der Ehre des Menschen und der Welt, das hat seine Spuren hinterlassen am Kleid des Reiters auf dem weissen Pferd. Vom Kreuz her kommt er, dieser Reiter, der gesiegt hat über die Lüge und ihr mächtiges Reich.

Das Zeugnis, das wir uns und der Welt ausstellen und das der Verkläger uns ausstellt, ist ja, wenn wir auf uns schauen, nicht falsch. Es stimmt ja, es stimmt nur zu gut! Aber es ist falsch, es ist eine Lüge, es ist die Lüge aller Lügen, weil wir auf Christus schauen und nicht auf uns. Christus hat unser belastetes, unser schlimmes Zeugnis, er hat «die Handschrift, die gegen uns war», aus der Mitte hinweg getan, hat sie zerrissen und ans Kreuz geheftet. Nicht, dass die Welt verloren ist, ist die Wahrheit, sondern dass Christus geboren wurde. Nicht, dass der Mensch in alle Ewigkeit hinein mit Stumpf und Stiel verdammt ist, ist die Wahrheit, sondern dass er in alle Ewigkeit hinein mitsamt seiner ganzen Sündenlast rehabilitiert ist. Mit einem Wort: Christus ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit. Jetzt leidet er noch in seinen Gliedern hier auf der Erde. Aber er hat gesiegt und er kommt. «Er heisst Treu und Wahrhaftig.» «Er heisst das Wort Gottes.» «Er ist der König aller Könige und der Herr aller Herren.»

Das zehnte Gebot

Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes noch seiner Magd, noch seines Ochsen noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat. 2. Mose 20,17

Das Menschenherz

Wenn wir nun am Ende unserer Auslegung der heiligen Zehn Gebote Gottes angelangt sind, dann erinnern wir uns jetzt noch einmal daran, dass Gott diese gewaltige Reihe von Worten damit einleitet, indem er sagt: «Ich bin euer Befreier; ich habe euch aus Ägyptenland, aus dem Sklavenhause, geführt». Wenn auch diese starke, helle Verheißung uns durch alle Auslegungen der Gebote hindurch wie ein guter, treuer Stern begleitet hat, dann begegnet uns heute, beim letzten der Gebote, dies einleitende Wort noch einmal in besonderer Weise. Das zehnte Gebot deckt uns nämlich besonders eindringlich unseren Zustand auf, zeigt uns unsere Gebundenheit, gibt uns einen besonderen Einblick ins Sklavenhaus, in dem wir wohnen; dies letzte der Gebote will uns aber auch in besonderer Freundlichkeit und Treue zu Christus führen, zum Befreier und Erlöser. Es ist, wie wenn Gott uns durch die vorausgehenden Betrachtungen Sonntag für Sonntag an der Hand genommen und uns durchs ganze menschliche Haus geführt hätte. Vom Erdgeschoss bis zum neunten Stock hinauf ist er nun mit uns geschritten, hat überall die Türen aufgetan, die Fenster aufgerissen, hat die Spinnweben und den Moder hinausge-

feht und gesagt: Die Sonne, die liebe Sonne muss hinein. Mit diesem letzten Gebot aber erinnert er uns nun daran, dass es noch ein Stockwerk gibt, gleichsam ein unterirdisches; dass es nämlich im Haus des Menschen schliesslich auch noch einen Keller gibt. Damit, dass Gott hier sagt: «Lass dich nicht gelüsten», wird es nötig, einen Augenblick in den Keller hinunter zu steigen, in den Seelenkeller. Im Übrigen fällt auf, wie viel Gewicht auch Christus diesem letzten, in die unteren Räumlichkeiten hinunterführenden Gebot verleiht, wenn er in der Bergpredigt nicht müde wird, uns dieses zehnte Gebot vor Augen zu halten, wenn er sozusagen alle übrigen Gebote uns im Lichte dieses zehnten Gebotes zeigt: «Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: 'Du sollst nicht töten'; ich aber sage euch, schon beim Zürnen, im Herzen, beginnt das Töten.» Und «Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: 'Du sollst nicht ehebrechen'; ich aber sage euch, schon wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen» (Matth. 5,21ff, 27ff). Auch der Apostel Paulus unterstreicht auffällig die Bedeutung dieses zehnten Gebotes, wenn er dort, wo er übers Gesetz spricht, alle Worte zusammengefasst sehen will in die Worte des zehnten Gebotes: «Lass dich nicht gelüsten» (Röm. 7,7). So ist nach der Wertung der Bibel selber dies letzte der Gebote in unserer Weise jenes Wort Gottes, von dem es heisst, es sei «schärfer denn ein zweischneidig Schwert», es dringe durch, bis dass es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und es sei ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens (Hebr. 4,12).

Wir aber geraten mit diesem zehnten Gebot nun offenbar auch einmal in die Nähe dessen, womit sich auf ihre eigene Weise die moderne Seelenforschung befasst. Der Mensch hat da nämlich eine Entdeckung gemacht, die wahrscheinlich weit Epoche machender ist als etwa seinerzeit die Entdeckung und Erschliessung Afrikas. Es ist zwar kein

Erdteil, der da entdeckt, durchforscht und erschlossen worden ist, wohl aber ein Menschenteil, die menschliche Seele. Sie war zwar längst vor ihren modernen Erforschern vorhanden, so wie ja auch Afrika längst vor seinen Entdeckern existierte. Moderne Seelenforschung wird letztlich nichts Wesentliches zutage fördern, was in der Hauptsache nicht längst schon in der Bibel übers Wesen des Menschen steht. Aber es ist doch interessant und oft nutzbringend, wenn die Vorgänge in unserem Seelenleben nun auch mit den Hilfsmitteln der wissenschaftlichen Forschung beobachtet und erschlossen werden. Was uns aber von der Wissenschaft her immer wieder vorgetragen wird, das ist die enorme Bedeutung des Unbewussten. Zwar ist die Seele ein Ganzes; aber man nimmt in ihr verschiedene Schichten an: Das helle Tagesbewusstsein, darunter die Schicht des Unterbewussten, und darunter noch einmal ein weiter Raum, der nicht hohl und leer ist, wo sich das Unbewusste befindet, ja ganz zuunterst, gleich einem geheimnisvollen Bodensatz, das Unbewusst-Kollektive, das Inhalte aus fernen Zeiten und fernen Orten enthält, weit übers persönlich Erfahrbare hinaus. In diesen Seelenkeller, in diesen unteren Raum hinunter führt uns nun der liebe Gott, wenn er uns heute zuruft: «Lass dich nicht gelüsten!»

«Gelüsten» – Was ist es eigentlich? Wir verstehen darunter zunächst einfach unser Seelenleben, unsere ganze innere Natur, unsere Vitalität, man sagt auch etwa unser Blut oder unsere Nerven. Es ist zunächst einfach unser reiches, natürliches Triebleben, unser Selbsterhaltungstrieb, unser Fortpflanzungstrieb, unser Gemeinschafts- oder Herdentrieb. Mit einem Wort, unser seelisches Ich, das da in unserer Brust seine Mitte hat, die Bibel nennt es immer wieder schlicht das Herz. Es ist der innerste, verborgenste Motor, der unser diesseitiges Leben in Gang bringt und in Schwung hält, angefangen bei der gewöhnlichen Freude an einer schmackhaften Rösti bis hin zur Lust am Autofahren

oder zur Freude an der Arbeit. Soweit wäre mit dem Gelüsten alles schön und gut, wir könnten Gott dafür danken, dass wir es in uns tragen, ja Gott selber möchte seine Freude daran haben – wenn nur dieses Gelüsten nicht etwas an sich trüge, das wir als beängstigend und unheimlich empfinden müssen! Schon das Wort «Gelüsten» bedeutet in seinem biblischen Ursinn: Etwas Heftiges, eine starke Bewegung der Luft, ein mächtiges Aufwallen des Wassers oder eine Erschütterung der Erde, eine heftige Bewegung im Tier oder im Menschen, ein Brodeln, eine Aufwallung; man ist versucht, an das Schillersche Wort zu denken: «und es wallet und siedet und brauset und zischt». Das Gelüsten in uns ist jedenfalls eine Regung, die überborden will, die zum Überschreiten der gesetzten Grenzen neigt und zur Unersättlichkeit drängt. So wird unser Gelüsten zu dem, was wir im Volksmund «Gluscht» nennen, ein heisses Verlangen nach dem, was man nicht, noch nicht oder nicht mehr hat, was aber bereits einem anderen gehört. Stände man mutterseelenallein auf der Erde, dann könnte sich unser Gelüsten unbeschränkt ergehen, es würde dann mit dem, was dem anderen gehört, nicht in Konflikt geraten. Aber nun lebt man nicht allein auf der Welt. Die Erde will ein Raum sein für viele, für alle. Man hat den Nächsten an seiner Seite. Darum setzt Gott der Unersättlichkeit unseres Herzens die Grenze des zehnten Gebotes – dieses nennt Nächstliegendes: das Weib, das Haus, Knecht und Magd, Ochse und Esel, kurz, «alles, was dein Nächster hat».

«Lass dich nicht gelüsten»; damit fordert uns Gott ohne Zweifel auch zum Masshalten auf, zur Selbstbeherrschung. Wir sollen uns nicht einfach ausleben, sondern den Kampf zwar nicht gegen unsere gottgeschenkten Triebe, wohl aber gegen deren Unersättlichkeit, tapfer und fröhlich aufnehmen. Die Evangelien und die neutestamentlichen Briefe sind voll von Mahnungen, die das eigene Wesen in seine

Schranken weisen. Dabei ist das Gebot, sich nicht gelüsten zu lassen, wahrhaftig nicht nur zum Schutze des Nächsten gesagt, sondern wahrhaftig nicht weniger zum Wohle des eigenen Ich. Denn das weiss heute (nach vorübergehenden, gewissen Verirrungen) auch die moderne Seelenlehre, dass es kaum etwas Schädlicheres, Konfliktgeladeneres und Selbstzerstörerischeres gibt als ein schrankenloses Sichausleben. Jesus weiss, warum er in der Bergpredigt so eindringlich ermahnt: Hau ab! Reiss aus! Wirf's von dir, «damit nicht dein ganzer Leib verderbe und in die Hölle geworfen werde». Dass unsere Triebe Schranken nötig haben, das wissen schliesslich auch schon die Heiden. Die Philosophen des Masses und der Selbstbeherrschung, die Stoiker, fordern die Mässigkeit ausdrücklich im Namen der Vernunft. Es ist ein Gebot der Vernunft, den «Leib zu pflegen, doch so, dass er nicht geil werde». Die Welt würde wahrscheinlich längst aus ihren Fugen gegangen sein, wenn es nicht Menschen gäbe, die vernünftig und massvoll sind. Nebenbei gesagt, deutet man unsere Berner Art, unser zurückhaltendes und etwas bedächtiges Wesen als einen Ausdruck solch vernunftgemässer Selbstbeherrschung. Weil wir so wild veranlagt sind, weil wir so viel Grund haben, uns vor uns selber zu fürchten, weil es zu «strub» und zu «unerkannt» losginge, wenn wir die Zügel nicht straff hielten, darum sind wir lieber langsam. Es ist mit unseren Trieben wie beim Bergler mit dem Schlitten. Kein Bergbewohner lässt je seinen Schlitten in Schuss geraten, lieber fährt er langsam; der Schlitten könnte sonst über die Fluh hinaus in den Abgrund treiben. So meint es Gott wahrhaftig gut mit uns, wenn er uns in diesem letzten Gebot noch zuruft: Fahr sachte! Sei vernünftig! «Lass dich nicht gelüsten.»

So weit verstehen wir das Gebot «Lass dich nicht gelüsten». Unser gesunder Menschenverstand gibt ihm einfach recht, kann nicht anders, als ihm recht geben. Um unsert-

willen, aus sacro egoismo heraus, aber auch um des Nächsten willen, ist es nützlich und gut, seinem Gelüsten diese wohltätige Schranke und Wildbachverbauung entgegenzusetzen. Aber warum, wenn wir dessen Zweckmässigkeit doch wahrhaftig einsehen, übertreten wir denn das Gebot immer wieder? Warum kommt es in unserem Leben oft so unversehens, wenn wir es zuletzt erwartet hätten, zu derart verheerenden Überbordungen? Und wenn wir auf unser ganzes Geschlecht schauen, warum lassen wir den Schlitten denn immer wieder derart in Schuss geraten, dass er immer wieder so schrecklich über die Fluh in den Abgrund treibt? Warum missbrauchen wir die Freiheit in einer Art und Weise, dass das Chaos unvermeidlich droht und nur die Knechtschaft ihm zu steuern vermag?

Es haftet unserem Wesen etwas an, das mit der Vernunft nicht fassbar ist. Es haftet unserer Unersättlichkeit ein Geheimnis an, das alle Vernünftigkeit übersteigt. Wir stossen damit auf die über die Massen seltsame Tatsache, dass wir Menschen nicht nur unersättlich sind nach dem, was unseres Bruders ist. Unsere Unersättlichkeit richtet sich nämlich im tiefsten Grunde auf das, was Gottes ist, und da wird sie recht eigentlich böse und dämonisch. Wir tragen in uns einen Hunger und Durst nach Gott, und es gibt auf der weiten Welt nichts, das dieses Hungern und Dürsten zu stillen vermag, ausser Gott allein. So meint es der Mann des 42. Psalmes, wenn er sagt: «Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.» So weiss es auch schon der Kirchenvater Augustin mit seinem bekannten Wort: «Zu dir hin hast du uns erschaffen, o Gott; und unruhig ist unser Herz, bis dass es Ruhe gefunden hat in dir.» Es ist aber auch der Prophet der modernen Gottlosigkeit, Friedrich Nietzsche, der einmal in einem seiner schwermütig-trotzigen Gesänge in den Ruf ausbricht, der verrät, was zutiefst in seiner rebellischen Seele schlummert: «Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe

Ewigkeit» (Zarathustra). Alle Lust begnügt sich nicht mit dem Vergänglichem. Nichts in dieser Welt vermag den Schlund zu sättigen, den Abgrund auszufüllen, der sich in unserer Menschenseele auftut. «Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.»

Aber ist denn dieser Gotteshunger, der mit nichts sich sättigen lässt als mit Ewigkeit, nicht gut? Gewiss wäre er es! Aber nun wird dieser Gotteshunger zur Unersättlichkeit und Grenzenlosigkeit gegen Gott. Es liegt in uns ein titanisches, ein frevlerisches Gelüsten, in das einzugreifen und einzubrechen, was Gottes ist. Wir erinnern an die Grenzüberschreitungen der Mystiker, denen es je und je passiert, dass sie jene Linie überfahren, die zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf verläuft. Hat aber Gott nicht schon die ersten Menschen auf diese Linie, die nicht überfahren werden darf, aufmerksam gemacht? Hat er ihnen nicht alle Bäume im Garten grosszügig zur Verfügung gestellt, nur den Baum inmitten des Gartens sollen sie nicht antasten? Und es ist die Schlange, die versuchlich sagt: Greift nach Gott! Greift nach dem, was Gottes ist! Werdet doch wie Gott! «Ihr werdet sein wie Gott, wissend, was gut und böse ist.» Da, wo Gott uns diese Schranke setzt, dass wir Geschöpfe sind und nicht Gott sein können, da lauert die tiefste Tiefe der Versuchung. Hier werden wir denn auch des Zusammenhangs zwischen dem letzten und dem ersten Gebot gewahr, auf den vor allem Luther mit Nachdruck hingewiesen hat. Wir möchten Gott sein neben Gott. Was, wer hindert uns denn daran, nicht Gott zu sein? Dass hier unsere Unersättlichkeit von Gott in die Schranke gewiesen wird... dagegen bäumt sich unser Innerstes auf. Drum kann der Apostel Paulus sagen, dieses Zehnte Gebot sei das rote Tuch für unser unersättliches Gelüsten; hier erwache in uns etwas wie ein Stier, der auf das rote Tuch dieses Gebotes reagiert, indem er dagegen schlägt und hörnt. Paulus sagt Römer 7, er habe nicht gewusst, was

Sünde sei, die Sünde sei gleichsam tot und schlafend gewesen in ihm, bis dass er das Gebot gehört habe: «Lass dich nicht gelüsten.» Da sei das Tier der Unersättlichkeit in ihm erwacht und sei gegen das rote Tuch des Gottesgebotes angegangen. Aber ob sich unser Ich auch bis zum Verbluten, bis zur Selbstzerfleischung, bis zu jenem Erschöpfungszustand, aus dem heraus der Apostel schliesslich schreien muss: «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe!» – ob sich unser Ich bis zu diesem Grade gegen das Gebot auflehnt, aufgerichtet bleibt es doch: «Lass dich nicht gelüsten», weder nach dem, was des Menschen, noch nach dem, was Gottes ist.

Von jetzt an, im Kampf gegen Gott, in der Loslösung von Gott und im Gegensatz zu Gott, wird unser Gelüsten, unser Herz, unser Ich in seinen Äusserungen, werden unsere Sinne und Triebe recht eigentlich sündhaft infiziert, gereizt und fiebrig wie ein böser Blinddarm, der sich nicht mehr stillhalten will. Und was jetzt, im Aufruhr gegen Gott, da unten in unserem Kellergewölbe kreucht und fleucht, was da jetzt wütet und tobt, das geht ins Aschgraue. Jesus wusste längst vor aller Tiefenpsychologie, was auf dem Grunde des Menschenherzens schlummert, sagt doch Johannes: «Er weiss, was im Menschen ist.» Jesus zählt einmal auf, was da in unbewachten Augenblicken die Kellertreppe herauf schleichen und heraufstürmen kann. Wie die nächtlichen Feinde dem Bauch des trojanischen Pferdes, wie Räuber und Mörder aus dem Versteck steigen die unheimlichen Gesellen herauf aus dem Keller und Untergrund unseres Herzens. Jesus nennt deren zwölf, vor denen einem schon beim blossen Anhören ihrer Namen grauen kann. «Denn», sagt Jesus, «von innen, aus dem Herzen heraus, gehen die bösen Gedanken: Ehebruch, Hurerei, Mord, Habsucht, Geiz, Bosheit, List, Ausschweifung, neidischer Blick, Lästerung, Hochmut, Narrheit.» Wahrlich nicht umsonst braucht ein Psychiater mindestens

sechs ganzstündige Sitzungen, um seinem Patienten Gelegenheit zu geben, sein Herz auszuschütten. Nicht umsonst sagt einer von ihnen, eine solche Ausschüttung sei für die Seele mindestens so schwerwiegend wie eine Unterleibsoperation für den Körper. Ja, man begreift's, wenn sogar «das heitere Weltkind Goethe» einmal gesteht, es gebe wohl keines von den apokalyptischen Tieren, das nicht auch in seiner Brust hause. Man denke nun aber ja nicht verächtlich von den Weltkindern, als trügen nur sie solch unheimliche Gesellen hinter der Weste. Luther weiss, warum er bei der Betrachtung gerade dieses letzten Gebotes ausdrücklich festhält: «Das letzte Gebot ist nicht nur für die bösen Buben in der Welt, wie Räuber, Ehebrecher und Mörder, sondern für die Frömmsten gestellet, die da wollen gelobt sein, als die wider die vorigen Gebote nichts verschulden.» Er will damit geltend machen: Wenn einer nun wirklich noch so unverfroren sei, zu wännen, er habe die neun vorangehenden Gebote gehalten, dann werde der bei diesem letzten sicher hängen bleiben und nicht durch die Latten gehen.

So sieht es aus, das Sklavenhaus, in dem unser armes Ich gefangen liegt. Aber nun haben wir, angesichts dieser Sachlage, ja erst recht und noch einmal allen Grund, uns daran zu erinnern, dass gleich am Eingang der Zehn Gebote die Worte stehen: «Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt habe.» Und nicht nur aus dem ägyptischen Sklavenhause hat Gott sein Volk befreit! Und der Erlöser, den er sandte, hat nicht nur gewusst, «was im Menschen ist», und hat sich nicht damit begnügt, die zwölf unheimlichen Gesellen aufzuzählen, die in eines Menschen Brust hausen. Und Christus hat nicht nur unbarmherzig befohlen: So, nun kämpfet gegen diese Übermacht, einer gegen zwölf, nein, er selber ist gegen sie zum Kampfe angetreten. Eingedrungen ist er ins Kellerversteck der sündhaften Triebe und hat sie in ihren verbor-

gensten Nestern aufgestöbert. Nicht ein einziger ist ihm dabei entgangen. Es wurde ein Kampf auf Leben und Tod; Blut floss dabei. Petrus, der aus Erfahrung auch weiss, was in eines Menschen Herzen zu wohnen vermag, sagt einmal, Christus sei nach seinem Ostersieg ins Gefängnis der Geister hinunter gestiegen und habe ihnen die frohe Botschaft gebracht (1. Petr. 3,17-22). So sagt es ja auch das altchristliche Glaubensbekenntnis: «niedergefahren zur Hölle». Es soll von nun an keinen Ort mehr geben, wohin die erlösende Wirkung des Kreuzes und der Ostern nicht zu dringen vermöchte. Wenn aber Christus sogar die jenseitige Hölle ausgeräumt hat, wie sollte er nicht auch die diesseitige, die in unserer eigenen Brust liegt, auszuräumen vermögen? So wahr er für uns gestorben, so wahr er von den Toten auferstanden ist, hat er Freiheit in unseren Keller getragen. So gibt es seither eine Freiheit. Und wenn es diesen schrecklichen Keller jetzt überhaupt noch gibt, ein Strahl vom letzten grossen Befreiungstag, ein Morgenstrahl, ist hereingebrochen. Vom Totalitätsanspruch der Gier und der Triebe hat er uns befreit. Und damit hat er uns sogar instand gesetzt zum Kampf gegen ihre Übermacht. Seither hat es einen Sinn und eine Aussicht, mit Erfolg den zwölf unheimlichen Gesellen zu widerstehen. Nun, da der Befreier selber hereingekommen ist in unser Gefängnis, nun kann der Gefangene wieder atmen, nun weiss er, dass sein Erlöser lebt. Nun kann er seufzen, beten und rufen. Ja, nun kann da drinnen ein Vögelein, auch wenn es noch im Käfig sitzt, ganz leise, aber getrost, sein Liedlein pfeifen. Wohl gibt es noch ein Ägyptenland, wohl gibt es noch ein Sklavenhaus. Aber: «Ich bin der Herr, dein Gott.» Dessen wollen wir uns getrösten und freuen im Heiligen Geist. Der Tag wird kommen, da das Gefängnis selber zerstört werden wird. Dann wird das Wort des 126. Psalmes – wir könnten die Auslegung der Zehn Gebote mit keinem besseren schliessen – in Erfüllung gehen: «Wenn der Herr die

Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Grosses an ihnen getan – der Herr hat Grosses an uns getan, des sind wir fröhlich. – Herr, bringe wieder unsere Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen weinend hin und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.»

Erläuterungen (digitale Ausgabe):

- 1) **Hagestolz:** Älterer Junggeselle. In der Umgangssprache wird der Begriff darüber hinaus in der Bedeutung 'Junggeselle aus Überzeugung' oder 'Sonderling' – ein Mann, der die Ehe verabscheut – gebraucht.